

VOM

Globmonsdorf

ZUM

frühlingshaften

Ländchen



HEFT 2 DER

Zeitungsmesse

HEIMATBLÄTTER



© Reprint  
Ullrich Junker  
Mörikestr.16  
D 88285 Bodnegg

Im März 2015

Schreiberhauer Heimatblätter

---

Heft 2

Heinrich Rohkam

Vom Glasmacherdorf  
zum heilklimatischen  
Kurort

1939

---

Verlag Wtlh. Gottl. Korn, Breslau



## Zum Beleit!

Kein Volk der Erde hat so eine tiefe Heimatliebe wie das deutsche Volk. Deshalb hängt auch kein Mensch so sehr an seiner Heimat wie gerade der Deutsche.

Möge daher die Heimatgeschichte des heilklimatischen Kurortes Schreiberhau dazu beitragen, uns noch enger mit unserer schönen Gebirgsheimat zu verbinden.

Heinze  
Bürgermeister

Raum ein anderer Ort unserer engeren Heimat hat eine so interessante Vergangenheit. Von Krieg und Kriegsgeschrei wird nur wenig die Rede sein; um so mehr wird von der wirtschaftlichen Entwicklung gesprochen werden können. In Schreiberhau wurde das Wort Arbeit immer ganz groß geschrieben!

Schreiberhau, 1939

Heinrich Rohlfam

## Was nicht in Urkunden zu finden ist

Die erste urkundliche Erwähnung unseres Heimortes geschieht 1366. Was vorher war, können wir nur vermuten. Aber mit dem Jahre der ersten Erwähnung ist der Anfang der Schreiberhauer Geschichte nicht anzusetzen. Wir werden viel weiter zurückgehen dürfen, ohne in den Verdacht des Fabulierens zu kommen, auch wenn wir keine sicheren Zeugen und im Ortsbilde selbst keine zweifelsfreien Bodenfunde haben. Aber schon vor den Schreiberhauer Grenzen, unmittelbar am Gebirgsrande, finden sich bei Ausgrabungen hin und wieder Gegenstände, die beweisen, daß lange vor der Slawenzeit Germanen hier siedelten. Sollten diese Menschen nicht auch in unsere Täler gekommen sein, zumal aus anderen Erkenntnissen mit Sicherheit zu schließen ist, daß nicht immer undurchdringliche Fichtenwälder einen Wall gegen die Südseite des Gebirgskammes bildeten?

Zehn Jahre vor der Zeitwende, als unsere schlesische Heimat von Burgunden und Vandalen besiedelt war, dringen zwei andere germanische Stämme, die Hermunduren und Markomannen, in Böhmen ein und vertreiben den keltischen Stamm der Bojer, der am Nordfuß der Alpen eine neue Heimat findet. (An diese Kelten erinnert noch der Landesname Böhmen, einst Böhaim, die Heimat der Bojer; unser Schreiberhauer Grenzwasser, die Iser, verdankt seinen Namen ebenfalls den Kelten.) Wir haben also um die Zeitwende zu beiden Seiten des Gebirges germanische Volksstämme; bei der hohen Kultur der Germanen kann man unbedenklich annehmen, daß nicht nur durch die Senken, sondern auch über die Berge hinweg ein Verkehr stattfand, zumal um jene Zeit wahrscheinlich gelockerte Laubwälder Kamm und Hang bedeckten. In alten Sagen ist vielfach von Salzstegen über das Gebirge die Rede. Vielleicht war einst unser Böhmerweg, jener uralte Verbindungsweg durch Schreiberhau, ein solcher Übergang. In einer anderen Sage wird erzählt, daß ein Schloß des Markomannenkönigs Marbod auf der der Elbwiese benachbarten Naworer Wiese stand.

Aus der Blütezeit des römischen Handels ist eine Karte erhalten geblieben, die Ptolemäus um 150 n. d. Z. zeichnete, zu der aber schon unter den Kaisern Trajan (98—117) und Hadrian (117—138) die Vorarbeiten

| N a m e n  | F a m i l i e n z a h l              |                                     |
|------------|--------------------------------------|-------------------------------------|
|            | im oberen Elbtal<br>um Spindlermühle | davon in den<br>Krausebauden allein |
| Erlebach   | 30                                   | 15                                  |
| Hollmann   | 68                                   | 7                                   |
| Krauß      | 68                                   | 40                                  |
| Adolph     | 29                                   | 1                                   |
| Bradler    | 22                                   | —                                   |
| Buchberger | 15                                   | —                                   |
| Zinnecker  | 7                                    | —                                   |

Daß diese Sippe auch die ersten Baudenbewohner stellte, ergibt sich aus dem Urbar<sup>15)</sup> vom Jahre 1676. Neunzehn Baudenwirte sind hier aufgezählt; nur ein einziger Name (Dannheusser) fehlt in der Liste der heutigen Baudenleute, sonst sind sie heute noch alle vertreten. Drei Hallmann, ein Adolph und zwei Krauß sind in dem Urbar mit ihrer Zinspflicht eingezeichnet. Die Erlebachs treten erst einige Jahrzehnte später in den Kreis der Baudenleute ein.

Wesentlich für die Geschichte der Baudenleute ist noch die Antwort auf die Frage, ob die Religionskämpfe, die bald nach dem Beginn des 30-jährigen Krieges auch das südliche Riesengebirge in große Erregung versetzten, auch Baudenleute von ihrer Scholle vertrieben. Das scheint nicht der Fall gewesen zu sein. In dem Verzeichnis der „Entwichenen auf der Herrschaft Hohen Elbe“ vom 7. Januar 1687<sup>16)</sup> finden sich nur wenige Flüchtlinge aus der Sippe der heutigen Baudenleute. Es werden nur aufgezählt: Hans Hollmanns Wittib Karlorä aus Niederhohenelbe und Paul Adolph samt seinem Weibe Rosina aus Niederhof. (Aus der Stadt Hohenelbe entflohen Hans, Tobias und Daniel Schlingel, von denen einer die nachherige Schlingelbaude im Ostteil des Riesengebirges als Wirt betreute.)

Das vierblättrige Kleeblatt — Hallmann, Krauß, Adolph, Erlebach — versippte sich im Laufe der Jahrhunderte so untereinander, daß man die Baudenleute als eine einzige große Familie bezeichnen kann. Sie sind die Kolonisten der Gebirgshänge und Kammflächen. Zu irgendeiner Zeit hauste immer ein Angehöriger dieser Sippe in einer der Wirtschaftsbauden. Die Scharfbaude gründete gegen 1740 der Jäger Johann Erlebach, die erste Spindlerbaude 1784 Ignaz Hallmann, in den Leierbauden haben viele Jahrzehnte nur Adolphs gewohnt. Die Davidsbauden baute David Krauß, die Spaltebauden Anton Hallmann. Die Martinsbauden danken ihren Namen einem

Martin Erlebach. So könnte die Aufzählung weitergehen. Wir wissen, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Herrschaft Schaffgotsch die Schreiberhauer Baude einem Hallmann übergab, nach dem die Baude lange Zeit „Hallmannbaude“ hieß.

Und nun stehen wir hier an dieser Hallmannbaude und betrachten die weitere Versippung, die weitere Bindung dieser Baudenleute des westlichen Riesengebirge. Franz Hallmann, der erste Franz in der Hallmannbaude, war mit einer Hallmann aus Hohenlebe in dritter Ehe verheiratet. Seine älteste Tochter Monica heiratete Wenzel Krauß, den Sohn des Müllermeisters aus den Krausebauden. Mit diesem Krauß steigen die Krausebaudner aufs westliche Hochgebirge. Wenzel Krauß war der erste „Pächter“ der Neuen schlesischen Baude. Er und sein Schwager Anton Eichler, der die Apollonia Hallmann aus der Alten Baude zur Frau nahm, hatte die Baude gebaut. Krauß ging im zweiten Jahre, also 1788, wieder in die Krausebauden zurück; dafür trat nun ein neuer Krauß aus den Krausebauden, Johannes Paul, in das „Geschäft“ ein. Auch er hatte eine Hallmann zur Frau. Inzwischen heiratete die jüngste Tochter des alten Hallmann. Sie nahm sich Paul Adolph aus den Siebengründen, und dieser Adolph wurde der Stammvater der Leute, die noch heute die Neue schlesische Baude bewirtschaften. Der erste Pächter dieser Baude aber, Wenzel Krauß, baute im Jahre 1790 die Wossekerbaude, damals „neue böhmische Baude“ genannt. Nun sind die drei ältesten Schreiberhauer Bauden in der Bewirtschaftung von drei Hallmann-Kindern; in der Alten Baude der Sohn des ersten Franz, in den beiden neuen Bauden seine Schwestern mit ihren Männern. Reicher Kindersegen war den neuen Baudenleuten beschert, wobei die weiblichen Sprößlinge in der Mehrheit waren. Neunundzwanzig Kinder gingen aus diesen drei Ehen hervor, von denen nur zwölf Knaben waren. Stellt man aber fest, wieviel dieser Kinder das heiratsfähige Alter erreichten — das waren 23 — dann kommen auf nur 6 Jungen 17 Mädchen. — Dieser Kinderreichtum der Baudenleute hat die Gebirgsreisenden zu jener Zeit oft genug beschäftigt. „Was mag die Bevölkerung hier so vermehren“, schreibt ein guter Beobachter im Jahre 1799<sup>17)</sup>, „indessen im ebenen Lande, wo der Himmel milder, der Anbau leichter ist, bei weitem nicht das höchste Ziel erreicht. Sollten die Leute im Gebirge wohl mehr Zeugungskraft, die Mütter daselbst mehr Fruchtbarkeit besitzen? Beinahe möchte ich es glauben. Beispiele, wo die Männer im sechzigsten noch Väter, die Frauen im fünfzigsten noch Mütter werden, sind hier nicht selten. Die gesunde,

möglichkeiten. — Es herrschte eine Art Patriarchat; die Bauern waren hörig. Das Land, das sie bearbeiteten, das Vieh, das sie zogen, es gehörte nicht ihnen, sondern ihrem Herrn. Alles, was sie erzeugten, mußte abgegeben werden, und nur das, was zum täglichen eigenen Unterhalt nötig war, blieb dem Bauern. Alles, was der Herr brauchte, Lebensmittel für dessen Haushalt, Leder für die Schuhe, Gewebe und Gespinste für die Kleidung, Holz und Steine zum Hausbau, Körperkraft und Kopfarbeit, alles lieferte der Hörige — nur kein Geld. Daß es unter diesen Verhältnissen dem Herrn und selbst dem Landesfürsten nicht viel besser ging als dem Bauern, ist einleuchtend.

In den deutschen Gebieten nun hatten die Söhne Wladislaws andere Betriebsformen kennengelernt. Dort war der Bauer frei oder doch fast frei; er zinsete mit Geld, das er aus dem Selbstbetrieb seiner Produkte erlöste; dort webte der Tuchmacher Tuche, die er verkaufen konnte, soviel und an wen er wollte; dort gerbte der Gerber Leder und verhandelte es, wie es ihm gefiel. Für diese Arbeits- und Handelsfreiheit zinsete der Bauer und der Handwerker durch Steuern und Abgaben in Geld. In deutschen Landen konnte deshalb der Landes- und Grundherr über Geld, oft über viel Geld verfügen. Diese einträglichere Betriebsform mußte die slawischen Fürsten und besonders Boleslaw den Langen, den ältesten und rührigsten Sohn Wladislaws, reizen, deutsche Ansiedler ins Land zu ziehen, zumal die Nachbarn im Westen, im Meißenschen, mit den deutschen Kolonisten gute Erfahrungen gemacht hatten.

Daß man nicht versuchte, die ansässige slawische Bevölkerung auf die deutsche Betriebsform umzustellen, mag zunächst verwunderlich erscheinen. Aber bei der Eigenart der slawischen Bevölkerung, die eine volle Ausnutzung der Arbeitskraft nicht gestattete, wäre es vielleicht sogar gefährlich gewesen, aus streng untertänigen Leuten plötzlich freie Zinsbauern zu machen, denn diese Freiheit wäre nur mit höherer Arbeitsleistung zu erkaufen gewesen. Der slawische Untertan aber war durch das jahrhundertelange Abhängigkeitsverhältnis lethargisch und faul geworden, wie das ein Zisterziensermonch aus Leubus aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts sehr anschaulich schildert. Mit diesem Menschenschlag war daher eine gewinnbringende Umstellung nicht zu erreichen. Erst später, als der Slave aus dem Beispiel deutscher Siedler den Segen wirklicher Arbeit erkannt hatte, setzte man auch ihn hier und da nach deutschem Recht aus. Damals aber war der Slave für diese Betriebsform noch nicht reif. So ließ man denn das Experimentieren und entschloß sich, deutsche Ansiedler ins Land zu rufen, deutsche Kolonien zu gründen. 63 deutsche Städte und mehr als 1500 deutsche Dörfer entstanden allein im heutigen Mittel- und Niederschlesien innerhalb eines Jahrhunderts, eine Großtat deutschen Bauernfleißes und deutscher Bauernzähigkeit. Was machte es schon, wenn die wilden Mongolenscharen 1240/41 Hunderte Dörfer

zerstörten und wenn Zehntausende deutscher Ansiedler dabei umkamen: der deutsche Kolonistenstrom hatte sich ein Bett gegraben, in das immer wieder neue Einwanderer einströmten. Selbst jene Gebiete unserer engsten Heimat, die, abgesehen von den Flußniederungen, mit dichtestem Urwald bestanden waren, wurden wertvoll; sogar hier siedelten die fleißigen Deutschen.

Es war ein glänzendes Geschäft, das die Herzöge machten. Ein bisher völlig wertloses Waldstück brachte nach einer Schonfrist von wenigen Jahren regelmäßig und pünktlich bares Geld in die Säcke der Hofhaltungen, ohne daß diese auch nur das geringste Risiko zu übernehmen hatten.

Man bezeichnete die Besiedlung, die „Aussetzung“ der Dörfer und Städte, mit „Lokation“, den Beauftragten des Fürsten, der diese Lokation durchführte, mit „Lokator“. Dieser Lokator schloß mit dem Grundherrn einen Vertrag, in dem er sich verpflichtete, die für die Aussetzung nötige Zahl von Bauern, für die Städte auch Handwerker und Kaufleute heranzubringen. Waren die notwendigen Vorarbeiten beendet, dann begann der Lokator mit der Werbung. Meist waren es die zweiten und dritten Söhne von Bauern, die die Hoffnung, freie Bauern auf eigener Scholle zu werden, aus der Heimat ausziehen ließ, bestes deutsches Blut, mit unheimlichem Fleiß und tiefster Liebe zu Arbeit und Boden. Beim Vater und Großvater hatten sie bereits die Härte der Kolonistentätigkeit kennen und lieben gelernt. Waldbauernsöhne wurden wieder Waldbauern, Flachlandbauern siedelten wieder im Flachland. Woher sie kamen? Man weiß es nicht mehr oder noch nicht wieder. Aber die vergleichende Sprachforschung zeigt uns doch ihren Weg. Quer durch Deutschland, von der Mosel durch Franken, Thüringen und Ostfachsen, fanden sie nach Osten; langsam, nicht von heute zu morgen, sondern im Laufe eines Jahrhunderts oder gar eines zweiten und dritten, so vielleicht, daß die Söhne und Großsöhne jener Bauern, die einst das Bistum Meissen besiedelten, nun die schlesischen Niederungen und Bergwälder urbar machten. Wie in den Tagen der Völkerverwanderung, nun von West nach Ost, schoben sich die Germanen vor; sie machten in Schlesien nicht halt: ganz Böhmen, das heutige Österreich und selbst ferne Gebiete wie die Zips und Siebenbürgen wurden durch deutsche Siedler für deutsche Art gewonnen.

Nach tage-, vielleicht wochenlangen Wanderungen, auf denen alles für den Anfang Notwendige, Vieh und Ackergerät, mitgeführt wurde, in der neuen Heimat angekommen, wurde zunächst das schon abgesteckte Land verteilt. Alle Teile waren gleich groß; jeder Siedler erhielt eine Hufe, in unserer engeren Heimat nach dem Maß der fränkischen Hufe, der Waldhufe, gemessen, die eine Größe von etwa 25 Hektar hatte. Das war so viel Boden, wie der Bauer mit einem Pflug und ohne fremde Hilfe bewirtschaften konnte. (In Flachlandgebieten mit ertragreichem und zum Teil schon bearbeitetem

Boden wurde vielfach nach der vlämischen Hufe ausgesetzt, die etwa halb so groß wie die fränkische war.) Der Lokator, der für seine Arbeiten keine Bar-entschädigung, sondern die doppelte Hufenzahl, oft auch mehr Land erhielt, war der erste Scholze der neuen Niederlassung. Diese Scholzenwürde war erblich; die Bezeichnung „Erbsholtisei“ erinnert noch an diese erbliche Besetzung. Die Scholzenwürde war mit einer Reihe weiterer Vergünstigungen ausgestattet. So erhielt der Scholze das Recht zum Betrieb einer Schankwirtschaft, einer Mahl- oder Brettmühle, von Fleisch- und Brotbänken, wie es die örtlichen Verhältnisse bedingten und ergaben. Ihm war auch die niedere Gerichtsbarkeit übertragen; unter seiner Leitung entschied das Dorfgericht, das aus einigen anderen Ansiedlern gebildet war, die den Titel „Schöffen“ führten. Von den Geldstrafen, die das Dorfgericht verhängte, erhielt der Herzog als Landesherr zwei Drittel, der Scholze das letzte Drittel, den sogenannten dritten Pfennig. Dafür war der Scholze dem Landesherrn gegenüber verantwortlich für pünktliche Zahlung der Abgaben, die meist nur aus dem sogenannten Hufenzins und dem Kirchzehnten bestanden. Er hatte im Kriege mit einem Pferd zu dienen und beim Dreiding, dem dreimal im Jahre gehaltenen „ungebotenen“ Gericht, den Gerichtsherrn der oberen Gerichtsbarkeit zu bewirten.

Die Ansiedler hatten es nicht leicht. Undurchdringlicher Wald war urbar zu machen und zu lichten. Es mag Jahre gedauert haben, ehe der felsige Waldboden so hergerichtet war, daß er als Wiese oder Weide, in niederen Lagen auch als Körnerfläche benutzt werden konnte. Die mühsame Arbeit wurde schon vor der Aussetzung dadurch in Rechnung gestellt, daß die Siedler für viele Jahre — wir wissen aus alten Lokationsurkunden von Spannen bis zu sechzehn Jahren — abgabenfrei blieben. Erst wenn der Boden einen Ertrag abwarf, begannen die Abgaben. Überhaupt war der Besiedlungsplan so großartig durchdacht, daß jedem Siedler, ob Städter oder Dörfler, bei Fleiß und Ausdauer eine Lebensmöglichkeit gegeben war. So wurde, um dem Stadtbewohner ein Auskommen zu sichern, den Städten das sogenannte Meilenrecht verliehen. Dieses Meilenrecht verbot, in einem Umkreis von einer Meile um die Stadt Handwerker anzusetzen, eine Bierschankstätte anzulegen und Ähnliches. — Deshalb auch war der Abstand zwischen zwei gegründeten Städten größer als zwei Meilen. Die gleichzeitige Anlegung von Stadt und Dorf war notwendig, um den Stadtbewohnern, Handwerkern und Kaufleuten, Absatzmöglichkeiten bei den Dorfbewohnern und den Dorfbewohnern umgekehrt die Möglichkeit zu geben, ihre Erzeugnisse den Städten zu verkaufen. An dieser glatten Regelung hatte der Landesherr das größte Interesse, denn nur, wenn Handwerk und Handel in der Stadt, wenn die Produktion des Dorfes blühte, konnte er mit dem regelmäßigen Eingang des Zinses rechnen. Darum

anderem Zins, im Bischofszehnten und anderem bestanden. Waren ursprünglich diese Lasten gering und tragbar, so nahmen sie nach und nach den Charakter von Freiheitseinschränkungen an. Namentlich in der Zeit der beginnenden Industrialisierungspläne mögen diese Lasten immer stärker geworden sein, auch im Gebiet der Herrschaft Schaffgotsch. Mit der Religionsbefreiung wuchs oder erwachte auch bei den Dorfleuten ein verständliches Selbstbewußtsein, das dem herrschenden Adel oft genug Anlaß zu Abwehrmaßnahmen und zu weiteren Bedrückungen gab. Gegen diese Bedrückungen erhoben sich Bauern und Dorfbewohner, und es ist auch für die Schreiberhauer Geschichte wichtig, daß die ersten schlesischen Aufstandsversuche dieser Art, sieht man von einer kurzen Episode 1527 an der Oberlausitzer Grenze ab, sich gegen die Herrschaft Schaffgotsch richteten. Es war in Schmiedeberg, wo 1579 die Untertanen zuerst Sturm liefen. Dieser Aufstand konnte schnell unterdrückt werden. Wenige Jahre danach, veranlaßt wahrscheinlich durch religiöse Schwärmer, kam es im Hirschberger Thal und auch in der Löwenberger Ecke erneut zu Auschreitungen. Die nächsten Jahre 1587 bis 1589 waren für unsere engere Heimat dann die Jahre des Bauernaufstandes. Wenn es auch nicht zu Bluttaten kam, so war die Unruhe doch so stark, daß selbst der Kaiser sich mit den Ursachen beschäftigte. Wanderprediger wiegelten das Landvolk auf, unter ihnen ein Schäfer aus Braunau bei Löwenberg. Die Seele dieser Bewegung war der Goldberger Martin Brendel. Die Bauern zogen bewaffnet vor die Wohnsitze der Herrschaften, drohten mit Plünderung und Mord. In Scharen bis zu tausend Personen traten die Aufständischen den gegen sie aufgegebenen Söldnern gegenüber. Waren die Söldner in der Übermacht, flohen die Bauern in die Berge; ebenso oft aber mußten jene die Flucht ergreifen. Ein regelrechter Wadydienst war gegen die Söldner eingerichtet, und oft haben in jenen Tagen die Glocken Sturm geläutet, wenn Gefahr für die Bauern im Anzuge war. — Der Anteil der Schreiberhauer Dorfbewohner an diesem Aufstand lag mehr darin, daß sie sich am Eigentum der Herrschaft vergingen; selten ist mehr gewildert worden als in jenen Jahren. Den Schreiberhauern wurden die Eigenmächtigkeiten dadurch leicht gemacht, daß zwei Vettern des Grundherrn, des Kanzlers Christoph Schaffgotsch, in jenen Jahren Erbsprüche an die Herrschaft stellten und die Auschreitungen der Schaffgotschschen Untertanen, wenn sie ihnen auch nicht Vorschub leisteten, so doch auch nicht bekämpften. Diese Auschreitungen müssen so schlimm gewesen sein, daß die Landstände noch im Jahr danach ein drohendes Schreiben auch nach Schreiberhau schickten, und daß selbst der Kaiser von diesen Auschreitungen in Kenntnis gesetzt wurde. — Vorher schon, im Oktober und November 1589, kam es zu einem Vergleich zwischen den streitenden Untertanen und Herrschaften, nachdem jene Abbitte getan und aufs neue gehuldigt



Brände, an der heutigen Winklerstraße) seinen Namen ebenfalls aus dieser Zeit.

Die Hütte lag an einem uralten Wege, dem Böhmerwege, der von Rochlitz und Sahlenbach über die „Böhmische Furt“ (im Zäckental beim heutigen Werners Gasthaus) und durch das heutige Mittel Schreiberhau, den Schwarzen Berg zu den Bibersteinen (ehedem Biehmer = Böhmersteine) und weiter nach Lahn und Bunzlau führte. Auf der erwähnten Karte des Simon Hüttel ist dieser Weg an der neuen Hütte auch eingezeichnet.

Das in der Hütte zu Zeiten des Glasmeisters Liebig hergestellte Glas erfreute sich eines guten Rufes. Der Hirschberger Arzt Caspar Schwendfeld, ein genauer Kenner und sachlicher Schilderer des Riesengebirges, erwähnt 1600, das in Schreiberhau gutes „weißes“ Glas hergestellt würde. Bis zu dieser Zeit, in Böhmen auch noch fast ein Jahrhundert länger, hatte das in den Hütten hergestellte Glas eine grünliche Farbe, war meist blasig und mit Aschenteilen durchsetzt; man nannte es „Waldglas“. Aus dem ganzen 16. Jahrhundert ist kaum ein Glasstück erhalten geblieben, das nicht diese grünliche Farbe gehabt hätte. Wenn Schwendfeld also das Schreiberhauer Glas ausdrücklich als „rühmenswerte Gläser, die sehr weiß und rein sind“, bezeichnet, so ist das nicht nur ein Lob, sondern die Feststellung, daß in der Glasherstellung in der Schreiberhauer Hütte neue Wege gegangen wurden.

Über das weitere Schicksal der Hütte am böhmischen Floß ist uns nichts bekannt geworden. Wenig mehr als ein Jahrzehnt nach der letzten Nachricht wurde die neue Hütte an der Weißbach gebaut, die in Reinheit und Feinheit des Schreiberhauer Glases die Tradition eines Friedrich und Liebig fortsetzte.

### **Der Bauernaufstand von 1589 und das erste Schreiberhauer Urbar**

Die von den Glasleuten im Schreiberhau freigeschlagenen Flächen wurden — wann wissen wir nicht — mit Bauern besetzt. Da die hohe Gebirgslage einen Ackerbau nicht gestattete oder doch nur in bescheidenem Umfang, so blieben den Bauern nur die Viehzucht und Waldarbeiten, die in Fuhrdiensten bestanden. Auch der Bergbau brauchte diese Fuhrten. Mit oder nach den Bauern wurden von der Grundherrschaft Gärtner angesetzt, die über weniger Land verfügten und zunächst bei uns wohl als Arbeiter in herrschaftlichen Diensten tätig waren. Daneben bildete sich im Laufe der Jahrhunderte eine neue Einwohnergruppe, die Häusler. Für jede dieser Gruppen, innerhalb der Gruppen oft auch unterschiedlich, bestanden von der Siedlungszeit ab besondere Verpflichtungen, die in Hand- und Spanndiensten, in Erb- oder

hatten. Aber dieser Aufstand, der von den Grundherrschaften nicht unverschuldet war, hatte doch das Gute, daß sie angewiesen wurden, „sich als christliche Obrigkeit zu zeigen und die Untertanen über das hinaus, was von alters her Pflicht war, nicht mit neuen Diensten, Roboten und anderer Beschwerung“ zu belegen.

Und noch ein anderes Gute hatte die Bauernerhebung für die Untertanen der Schaffgotschschen Dörfer. Damit Streitigkeiten über die von den ihnen zu fordernden Lasten für alle Zeiten vermieden wurden, wurde ein Urbar angelegt, in dem jede Belastung genau vermerkt wurde. Aus diesem Urbar, das erst im Jahre 1602 fertiggestellt sein dürfte, erkennen wir zum ersten Male die Zusammensetzung der Bewohner des Dorfes Schreiberhau, erhalten wir zum ersten Male einen Einblick in das Abhängigkeitsverhältnis der Schreiberhauer und über den Umfang der Pflichten jeder Einwohnergruppe. Je nachdem, ob es sich um Bauern, Gärtner, Auenhäusler, Häusler oder Hausleute — das war die dörfliche Einteilung jener Zeit — handelte, waren die Belastungen verschieden.

Die Bauern und Gärtner waren verpflichtet, je einen Tag im Jahre der Herrschaft zum Grashauen, Grummethauen, Heurechen und Grummetrechen bereitzustehen. Wenigstens zwei Fuhren mußten, wenn in den Teichen im Tale Teichhasenernte war, geleistet werden. Die Bauern hatten 8, die einspännigen Gärtner 4 Klöcher in die Brettmühle zu fahren; das war Winterarbeit. Zur Flößerei war ein Stoß Holz zu spalten, ein halber zum Wasser zu fahren und beim Aufsetzen zu helfen. — Für einen Teil dieser Dienste wurde eine geringe Entschädigung gezahlt oder Teilverpflegung gewährt, z. B. „ein Zeidel Brot und ein Käslein“. Andere Dienste, die Bauern fuhren zum Bortwerk und zur Mühle, Jagdhilfe, wenn sie verlangt wurde, Ackertage und Hilfe bei der Teichreinigung, mußten ohne Entschädigung geleistet werden. Für die Spinnendienste (ein Stück zu 12 Zaspel) wurde je Zaspel ein Heller gezahlt. Die Dienste der Auenhäusler erstreckten sich auf das Rechen und Binden des Teichhasers, das Laubsammeln für die Schafe („jeder eine Mandel“), auf die Teichreinigung und auf Bauarbeiten und andere Handdienste im Bortwerk oder im Schloß. Dafür wurden 6 Heller täglich gezahlt; bis zu 6 Tagen im Jahr konnten die Auenhäusler zu diesen häuslichen Diensten herangezogen werden. Ihre Flöß-, Jagd- und Spinnendienste waren die gleichen wie die der Bauern und Gärtner; jedoch brauchten sie jährlich nur ein halbes Stück zu spinnen. — Die Hausleute leisteten die gleichen Dienste wie die Auenhäusler, waren aber außerdem zum Holzfällen verpflichtet, ohne mehr dafür als ein paar Brotschnitten zu erhalten.

Im ganzen gesehen war die Belastung durch die Hand- und Spinnendienste nicht allzu groß, zumal manche der Arbeiten im Winter durchgeführt

erfolgte auf Kosten der Preußler. — Die Verbindung mit der Wittkowißer Hütte wurde indes nicht abgebrochen. Dort blieben die älteren Söhne; wahrscheinlich hatte Wolfgang Preußler bereits bei Anbahnung der Verhandlungen die Absicht, seinem jüngsten Sohne Hans hier eine Wirkungsstätte zu schaffen, denn nach seinem Tode (1620) übernimmt dieser erst dreißig Jahre alte Johann (Hans) die Hütte. (Die Vererbung an den jüngsten Sohn war überdies in jener Zeit bei uns Regel. Man nannte das das „Jüngsten“-Recht.)

Die im Jahre nach der Errichtung der Hütte beginnenden Wirren, die im Riesengebirge erst ein Menschenalter später ihr Ende finden sollten, scheinen das junge Unternehmen nicht allzu ungünstig beeinflusst zu haben. In den nun folgenden Jahren, die in den benachbarten Bezirken des südlichen Riesengebirges schwere Bedrückungen der Evangelischen bringen, kommen auch viele Flüchtlinge nach Schreiberhau. Sicher waren unter diesen auch Glasmacher aus Sahlenbach, Rochlitz und Wittkowitz, die Hans Preußler in seinem jungen Unternehmen gut gebrauchen konnte. Trotzdem er, wie schon sein Vater, dem katholischen Glauben anhing und trotzdem die Flüchtlinge wohl ausschließlich evangelisch waren, so fanden sie bei ihm jede Unterstützung. Einem dieser Flüchtlinge, dem Martin Scholz, gab er später sogar seine Tochter Anna Maria zur Frau und baute für ihn 1651 die Glashütte in Schwarzbach. Die Glasleute waren immer tolerant, und sind es bis heute geblieben!

In die Zeit von 1620 bis 1668, in der Hans Preußler Hüttenmeister an der Weißbach war, fällt der Eintritt Schlesiens in die Reihe der Glas ausführenden Länder. Dank seiner Geschicklichkeit und Weitsicht war bei seinem Tode die Schreiberhauer Hütte die bedeutendste Schlesiens und vielleicht die bedeutendste im gesamtschlesischen Raume. Nicht nur hinsichtlich der Zahl der angefertigten Gegenstände, sondern vor allem dank der Güte und Reinheit des Glases. Es wurde nun in Schreiberhau nicht mehr nur einfaches Gebrauchsglas hergestellt. — In diese Zeit fällt auch der Aufschwung der Veredelungstechnik. Bei dem wenig klaren und undurchsichtigen Material früherer Zeiten beschränkte man sich bis dahin auf Farbauftrag oder man rißte Muster mit dem Diamanten ein. Seitdem das „böhmische“ Glas, wie man noch lange danach auch das Schreiberhauer Glas bezeichnete, dank der Kunst der Schürer und Preußler nicht minder rein und durchsichtig als das der Venetianer war, lockte es geradezu zu einer geeigneteren Veredelung. Noch zu Lebzeiten Hans Preußlers bildete sich im Gebiet der Herrschaft Schaffgotsch mit dem Mittelpunkt in Warmbrunn ein neuer Erwerbszweig, der der Glasschneider, die ausschließlich das Schreiberhauer Glas veredelten. Das geschah im Anfang zwar noch in einem recht umständlichen Verfahren, so daß sehr

## Die Preußler kommen nach Schreiberhau

Mit dem Jahre 1616 beginnt für die Schreiberhauer Glasmacherei ein neuer Abschnitt, beginnt die Entwicklung vom einfachen und bescheidenen Wald- und Glasdorf zum Mittelpunkt der schlesischen Kunstglasherstellung. Längst waren die Friedrich vom Eulengebirge weiter ins Adlergebirge gezogen, überall neue Hütten gründend. Die Unstetigkeit in den Sippen der Glasmacher war die Folge der Eigenart des Hüttenbetriebes. War der Wald ringsherum geschlagen, dann mußte die Wanderung erneut beginnen. Nicht mehr wie vordem ging diese Wanderung ein paar hundert Meter weiter; jetzt zog man viele tausend Meter tiefer in die Wälder.

Unseren Schreiberhauer Preußlern lag zwar dieser natürliche Wandertrieb ebenso im Blute wie den Schürern und Friedrichs. Aber mit der neuen Hütte an der Weißbach schafften sie sich einen Ruhepunkt, von dem aus nun die Brüder, Söhne und Schwiegersöhne wieder auszogen, um neue Unternehmungen zu gründen. Das Preußlerwerk in Schreiberhau aber blieb, blieb zweieinhalb Jahrhunderte ihre Mutterhütte, vererbt von Sohn auf Sohn.

Ein Sechsjähriger, Hans Ulrich, trat 1601 unter der Vormundschaft von Mutter und Stiefvater das Erbe der Kynaster Schaffgotsch an. Seine Lehrjahre führten ihn zum Studium nach Tübingen und Leipzig, große Reisen bis Madrid, Paris und Rom. Auf diesen Reisen hatte er Gelegenheit, im venetianischen Murano den hohen Stand der Glasmacherei kennenzulernen, insbesondere auch die Veredlung des Glases. Was lag also näher, als daß dieser reiche und gelehrte Grundherr sich nach seiner Rückkehr in die Heimat sehr bald mit der Frage beschäftigte, wie man auch in seinem Gebiete Glas in ähnlichen Formen und in gleicher Reinheit herstellen könne, wie er es im Ausland gesehen. Was man zum Glasmachen brauchte, Holz zum Schmelzen, Holz für die Asche und Mineralien für den Schmelzfluß, ja selbst eine hohe Tradition, das alles war im Schreiberhauer Tale vorhanden. Es lag nur an dem geeigneten Glasmeister, an einem, der mehr war als nur Glasmacher schlechthin. Und diesen Mann fand Hans Ulrich Schaffgotsch in unmittelbarer Nähe seiner Herrschaft, in Witkowitz auf Brannaer Gebiet. Dort hatten die Preußler kurz zuvor eine neue Hütte errichtet, in der ein erfahrener Glasmeister mit seinen Söhnen wirkte.

Es wird mancher Verhandlung bedurft haben, ehe sich der schon sechs- undsechzigjährige Wolfgang Preußler entschloß, dem Rufe nach Schreiberhau Folge zu leisten. Bereits 1616 treffen wir die Preußler in Schreiberhau, aber erst nach der Schneeschmelze im März 1617 wurde mit dem Bau der Hütte an der Weißbach begonnen. Bereits im Herbst desselben Jahres wurde sie in Betrieb genommen. Der Hüttengrund wurde erblich gekauft; der Bau

werden konnten. Um so größer, durch die Vielheit, war die Belastung durch Steuern und Zins. Der Landeszins — wir würden das heute Staatssteuer nennen — betrug für die Bauern jährlich 14 Taler; der Schulze mußte gar 60 Taler zahlen, hatte aber dafür viele Rechte, so auch das Braurecht. Der Vorwerksmann, der ein einst herrschaftliches Gut erblich besaß, zahlte 16 Taler. Dazu kam eine Naturalabgabe in Form von Hafer. Die Gärtner, von denen nur zwei ein Pferd hatten, zahlten entsprechend niedrigere Steuern; auch die Haferabgabe war geringer. Auch die Auenhäusler, mit Ausnahme der Hüttstätter, die eine merkwürdige Sonderstellung einnahmen, zahlten die Landessteuer; die übrigen Häusler und die Hausleute waren davon freigestellt. — Zu dieser staatlichen Steuer kam die Abgabe an die Herrschaft, der Herrschaftszins, der je nach der Größe der Grundstücke verschieden hoch war. — Alle Hausbesitzer ohne Ausnahme zahlten außerdem einen „Feuerzins“. Zu diesen staatlichen und herrschaftlichen Abgaben kam noch der Bischofszins, der Zins für den Pfarrer und den Schreiber. Häusler und Hausleute waren vom Schreiberzins befreit; Bauern und Gärtner hatten an die Herrschaft als weitere Naturalabgabe 2 bis 3 junge Hühner jährlich zu liefern. Daneben hatten Bauern und Gärtner zum Teil noch Sonderverpflichtungen; so mußte der Schulze jährlich einen Ochsen stellen, der Vorwerksmann statt der Klöcherfuhrten die sogenannten großen Fuhren machen, einige Bauern und Gärtner mußten Eier liefern, ein Gärtner mußte gegen mäßige Entschädigung Wagenräder machen und ähnliches.

Nach heutigen Begriffen mögen die Abgaben niedrig erscheinen; sie bedeuteten aber, zusammengerechnet, eine wesentliche Belastung, wenn man die Kaufkraft des Geldes jener Zeit berücksichtigt. (In jenen Jahren galten vier schlesische Mark einen Taler; eine schlesische Mark hatte 24 Weißgroschen, jeder Weißgroschen 12 Heller.) Um ein Beispiel zu nennen: für das Spalten von Flößholz wurde je Stoß (etwa 24 cbm) kaum der dritte Teil einer schlesischen Mark bezahlt. Wieviel Zeit gehörte doch dazu, um diese Arbeit, für die es  $7\frac{1}{2}$  Weißgroschen gab, zu bewältigen! An solchen Beispielen erkennt man, daß auch der Heller seinen Wert hatte!

Unser erstes Schreiberhauer Urbar zeichnet sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit aus; es regelte bis in Kleinigkeiten die Pflichten und schaffte dadurch jene Unsicherheit aus den Schreiberhauer Tälern, die zu den Ausschreibungen von 1589 geführt hatte.

oft die schöne Glasform nicht nur nicht veredelt, sondern verunstaltet wurde. Aber auch das lernte sich, und an dieser Aufschwung war, wie gesagt, Hans Preußler nicht unbeteiligt. — Bis an sein Lebensende war er rührig; noch als Vierundfünfzigjähriger gründete er die erwähnte Hütte in Schwarzbach, als Siebenundfünfzigjähriger baute er die im großen Kriege oder danach durch die Schweden zerstörte Hütte in Wittkowitz wieder auf und gab sie seinem Sohne Hans. Im Gegensatz zu allen anderen Schreiberhauer Untertanen der Herrschaft war er frei von allen Herrschaftsdiensten. Ein Erbzins, der bei seinem Tode rund 80 Taler betrug, und jährlich einige Gläser für den herrschaftlichen Haushalt waren der einzige Ausweis seiner Abhängigkeit. Das ganze Gebiet an der Weißbach stand ihm zur Verfügung. Er war ein König in seinem Reich.

Als Hans Ulrich Schaffgotsch 1635 auf dem Markt zu Regensburg sein Ende fand und seine Güter eingezogen wurden, trat Preußler in nähere Beziehung zu der kaiserlichen Verwaltung, die durch den Burghauptmann Schwinghammer verkörpert wurde. Durch Kaiser Ferdinand III. wurde ihm 1644 zu den alten Privilegien u. a. auch das erbliche Mahl- und Braurecht verliehen. Noch heute steht die alte Mahlmühle, noch heute finden wir im Weißbachhof im Weißbachtal die Erinnerung an jenen Hans Preußler.

Er starb im Hinterwinkel an der Alten Zollstraße einen plötzlichen Tod, als er reitend von den Quarzbrüchen am weißen Flins zurückkam. Ein bescheidenes Zeichen und ein Datum an einem Naturstein vor dem Haus 229, von der Straße nicht zu sehen, erinnert ebenfalls an diesen Mann, der aus der Wildnis eines waldreichen Tales ein blühendes Dorf machte.

### *Im und nach dem Dreißigjährigen Kriege*

Zu den wenigen Orten Schlesiens, an denen die unmittelbaren Kriegsschrecken des großen Krieges vorübergingen, gehört auch Schreiberhau. Nur einmal — 1638 — wurden hier Kriegstruppen gesehen. Viele Male wurde dagegen das Hirschberger Tal, wurden Schmiedeberg und Hirschberg von den Feinden — in jenem Kriege fühlte sich jeder Soldat als Feind und behandelte danach die Bewohner — bedroht, besetzt und geplündert. Nach Schreiberhau kamen sie nicht hinauf. Auch von der böhmischen Seite erfolgten keine Bedrohungen, da jenes Gebiet bis 1635 Wallensteins Eigentum war und Wallenstein hier eine Art Kriegsindustrie aufgebaut hatte, die zu schützen er mit allen Mitteln bestrebt war. — Selbst die in jenen Jahren mehrmals durch Schlesien schleichende Pest, die allein in Breslau ein Drittel der Bewohner hinwegraffte, forderte in dem gesunden Schreiberhauer Tale keine

Opfer, wie übrigens auch die Epidemien späterer Jahrhunderte nicht. In dem schlimmsten Pestjahre 1633 wurden im Gebirge Sperren eingerichtet; vermutlich ist die erste Schreiberhauer Baude, die Alte Schlesische Baude, in jenem Jahr als Wachhaus entstanden.

Wenn die Bevölkerung Schlesiens in diesem Kriege sich so verringerte, daß z. B. Bunzlau zu Kriegsende nur noch 80 Bürger zählte, wenn ganze Dörfer verschwanden, so muß Schreiberhau als glückliche Ausnahme bezeichnet werden. Nach dem Urbar von 1654 hatte sich die Zahl der Wohnhäuser gegenüber der Vorkriegszeit nicht nur nicht verringert, sondern noch erhöht. — Bereits nach der Festnahme des unglücklichen Hans Ulrich Schaffgotsch wurden dessen Güter, darunter auch die Herrschaft Kynast, eingezogen und unter kaiserliche Verwaltung gestellt. Eine wesentliche Veränderung ging dadurch in diesem Gebiete nicht vor sich; selbst das Archiv der Schaffgotsch wurde geschützt. (Es ging erst beim Brand des Kynast 1675 verloren.) An der Entwicklung des Glasmacherdorfes Schreiberhau nahm auch die kaiserliche Verwaltung ein lebhaftes Interesse. In den Privilegien von 1644 drückt sich das am deutlichsten aus.

Noch nach dem Friedensschluß von 1648 blieb unser Gebirge von fremden Einflüssen nicht verschont. Besonders auf der Südseite wüteten die Schweden weiter.

Hatten so die Kriege dem Dorfe Schreiberhau keine größeren Wunden geschlagen, so begann bald danach jene religiöse Bedrückung, die unendliche Glaubensnot über die Bevölkerung brachte und den schlesischen Raum weiter von Menschen entblögte. In Schreiberhau empfand man zunächst diese Bedrückung noch nicht, wenn auch das Elend der 1651 ihres Glaubens wegen aus den südlichen Bergorten des Gebirges nach Schreiberhau geflüchteten Evangelischen, unter denen sich bei der engen Versippung von hüben zu drüben auch mancher Verwandte befand, eine Ahnung des bevorstehenden Ungemachs aufkommen ließ.

Noch zwei Jahre nach dem Friedensschluß (1650) wurde das hölzerne Marienkirchlein durch ein steinernes Gebäude ersetzt. Aber die Bewohner sollten sich dieser Errungenschaft nicht lange erfreuen, denn bereits 1654 wurde die Kirche zwangsweise katholisirt. Im Westfälischen Frieden war nur der Stadt Breslau und einigen Fürstentümern, unter ihnen nicht die Erbfürstentümer Schweidnitz und Jauer, zu denen Schreiberhau gehörte, Glaubensfreiheit zugebilligt. In diesen beiden Fürstentümern erhielten die Hauptstädte allein eine evangelische Kirche zugestanden, die Friedenskirchen. Sonst aber wurde überall mit harten Maßnahmen die äußerliche Zurückführung der Bewohner zum katholischen Glauben durchgeführt. Das ging im Eiltempo: am gleichen Tage, dem 22. Februar 1654, an dem auch

Crommenau und Seiffershau rekatholisiert wurden, fand die offene religiöse Betätigung der evangelischen Bevölkerung in Schreiberhau ein vorläufiges Ende. Ein Beweis für die ungeschwächte Stärke von Schreiberhau in jenem Jahre mag es sein, daß es nötig war, die „Remotion“ unter militärischer Bedeckung vorzunehmen. Der Fähnrich von Hirschberg mit 45 Musketieren hatte schon vor der Besetzung das Gotteshaus und die Kommission gesichert. — Wieder wurde die Kapelle wie einst vor der Reformation und wie auch nach der Reformation Filialkirche von Hermisdorf.

Aber auch dieser Schlag gegen das geistige Leben konnte die Schreiberhauer Unternehmungslust nicht stören. In jenen Jahren bildete sich in Schreiberhau ein neuer Stand: die Glashändler machen von sich reden. Aus den einstigen Hausierern waren Unternehmer geworden, die in das nun ruhiger gewordene Land, zu den Messen, ja bis ans Meer mit ihren großen Glaswagen fuhren. Mehr als einmal finden wir in diesen Jahrzehnten die Schreiberhauer Glashändler als Gläubiger vor den Gerichten, oft große Summen einfordernd.

Im ganzen gesehen hat der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen dem Schreiberhauer Tal nicht viel Schaden gebracht, so daß der neuen Aufwärtsentwicklung alle Vorbedingungen gegeben waren.

## Der Grafenkrieg

Als 1649 die Herrschaft Rynast den Schaffgotsch vom Kaiser zurückgegeben wurde, war der neue Grundherr darauf bedacht, das übernommene Erbe zu halten und zu mehren. In der kaiserlichen Zeit war die Herrschaft Schmiedeberg den Ebernins gegeben; auf der Südseite beanspruchten drei Grundherren die Elbgründe, die von alters her den Schaffgotschen gehört hatten. Mit den neuen Schmiedeberger Herren wurde Christoph Leopold schnell einig; die von ihm auf der Schneekoppe errichtete Kapelle, der Form nach den Warmbrunner Bädern nachgebildet, zeugte weithin, daß hier Rynaster Grund war. Schwieriger waren die Auseinandersetzungen mit den böhmischen Grundherren, deshalb schwieriger, weil es sich hier nicht um einen neuen Streit, sondern um die Fortsetzung von Kämpfen handelte, die zwei Jahrhunderte zuvor bereits begonnen hatten.

Da es sich in diesem Streit auch um Schreiberhauer Grenzen handelt, so sollen die letzten fünfzig Jahre und das Ende des Kampfes, der als „Grafenkrieg“ bekannt ist, hier kurz behandelt werden.

Die Schaffgotsch beanspruchten für sich eine Grenze, die von der Iserquelle flussabwärts bis zur Einmündung in die Mummel führte, im Mummel-

tal aufwärts über die Mummel- und Elbquelle, südwärts des Elbgrundes und über die Weiße Wiese zur Schneekoppe. Die Gegner sahen als Grenze eine Linie an, die die Bergspitzen des Nordkammes schnitt, vom Mummelkamm zum Rösenstein nach Jakobstal und zur Fserwiese ging. Ließ sich ein Untertan der anderen Herrschaft in diesen „Kriegsjahren“ in dem strittigen Gebiete erwischen, dann wurde er festgesetzt. Man machte auch vor den höchsten Beamten nicht halt, und der Hohenelber Oberförster mußte lange im Burgverließ des Rynast auf seine Freiheit warten, bis er sie sich selbst verschaffte. Oft im Laufe der Jahrzehnte wurden die ältesten Leute aus Schreiberhau aufgeboten, um als „Gedenkänner“ die Richtigkeit der behaupteten Grenzen zu bestätigen. Da keiner der Gegner vollgültige Beweise vorbringen konnte, keiner sich gütig einigen wollte, so war das Ende des Streites in die Ewigkeit verlegt. Durch eine geschickt eingeleitete Amtshandlung des Bischofs von Königgrätz wurde indes eine Entscheidung vorbereitet, der sich die Schaffgotsch schließlich beugen mußten. Bewußt mißbrauchte der Hohenelber Grundherr die Kirche zu seinen Zwecken; er ließ sich das allerdings auch etwas kosten. — Am 19. September 1684 zog mit großer Begleitung der Bischof von Königgrätz, Milcin von Talenberg, zur Elbquelle hinauf und weihte sie. Damit erklärte die Kirche die Elbquelle als böhmisches Gebiet, und da der Bischof von Breslau keinen Einspruch erhob, wurde damit von schlesisch-kirchlicher Seite diese Gebietsbestimmung still hingenommen. Daß Christoph Leopold Schaffgotsch die Weihe der Elbquelle, zu der man sogar zwei von den Türken vor Wien erbeutete Kamele bemühte, als unrechtmäßige Handlung ansah, daß er eine vollendete Tatsache nicht hinnahm und die geschaffene Lage nicht anerkannte, das zeigen deutlich seine Anordnungen und Maßnahmen der nächsten Zeit. Als zwei Jahre später die Böhmen, angeblich zu einer Dankesfeier für die Vertreibung der Türken aus Ofen, abermals zur Elbquelle zogen, stellte sich ihnen auf der Elbwiese eine kleine bewaffnete Gruppe Rynaster entgegen; außer der Überreichung einer schriftlichen Beschwerde vermochten sie aber nichts auszurichten, da ihr mehr als 3000 Böhmen gegenüberstanden. Schreiberhau wurde in Alarmzustand versetzt, ein regelrechter Spähdienst eingerichtet. Gegen die eigenen Untertanen ging der Graf nicht weniger streng vor als gegen die gegnerischen. In dem auch für Schreiberhau betrüblichen Notjahr 1693, als schon frühzeitig alle Mühlen eingefroren und die Lebensmittelpreise in Schlesien eine gewaltige Höhe erreicht hatten, während zur gleichen Zeit in Böhmen alles reichlich und billig zu haben war, ließ der Schreiberhauer Glasmeister Preußler heimlich wenige Tage vor Weihnachten einen Weg durch den Wald schlagen. Der Übergang über die Elbwiese, der altbekannte Böhmerweg, war wegen der Höhe des Schnees unbenußbar. Als Christoph Leopold

ein starkes Aufblühen des Dorfes Schreiberhau ist zu Ende. Die Stellung der Schreiberhauer Glasmeister der Grundherrschaft gegenüber gab auch den übrigen Bewohnern eine Festigkeit, die in jenen Jahrzehnten die oft harte Bedrückung, wie sie in anderen Herrschaftsgebieten Regel war, von Schreiberhau fernhielt. Wenn die Schaffgotsch die Hütte mit ihren großen Freiheiten nicht so sehr als Fremdkörper empfanden, so lag das daran, daß zwischen den Preußlern und den höchsten Herrschaftsbeamten immer enge freundschaftliche Beziehungen bestanden, so lange wenigstens, als die Preußler große Männer waren. Als diese mit Hans Christoph dem Jüngeren 1740 vorübergehend abtraten, lockerte sich, zum Schaden des gesamten Ortes, auch das Verhältnis zu den Schaffgotsch, lockerte sich aber, was noch viel schädigender war, das große Gemeinschaftsband der Glasleute.

### Schreiberhau wird preußisch

Als im Herbst 1740 Kaiser Karl VI. starb, hinterließ er als Erbin eine Tochter, Maria Theresia. Da nach dem Habsburger Hausgesetz nur männliche Nachfolger Erben sein konnten, hatte der Kaiser ein neues Erbfolgegesetz geschaffen. Der Preußenkönig war bereit, dieses Gesetz und damit den Bestand der schlesischen Fürstentümer im Verband der Habsburger Monarchie anzuerkennen, wenn die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau auf Grund eines alten Erbvertrages an Preußen abgetreten würden. Diese Abtretung wurde abgelehnt, und so rückte König Friedrich Mitte Dezember 1740 in Schlesien ein.

Schlesien war durch diese Besetzung preußisch geworden und damit auch die Erbherzogtümer Schweidnitz und Jauer. Schreiberhau wurde Grenzort. Es hat lange gedauert, bis die Schreiberhauer sich in diese neue Lage fanden. Die Verbindungen zu den Orten im Böhmischem waren sowohl in wirtschaftlicher als auch in verwandtschaftlicher Beziehung immer enger geworden, seitdem die Glashütten von Rochlitz und Sahlenbach nach Seiffenbach und schließlich 1714 in den „neuen Wald“ verlegt waren. Das Ende des Grafenkrieges hatte wieder Sicherheit in das obere Isertal gebracht; auch Wurzelisdorf entstand in diesen Jahren. Die Schreiberhauer Glashändler holten sich das billigere Glas aus diesen böhmischen Hütten; Schreiberhauer Glasmacher arbeiteten bald dort, bald in Schreiberhau, wie auch die Glaskünstler jener Hütten oft genug nach Schreiberhau übersiedelten. Die Rochlitzer Pflaumenködnelfahrt war für die Schreiberhauer ein ersehnterer Festtag als der Warmbrunner Tallsackmarkt! Das verschiedene Glaubensbekenntnis tat dem keinen Abbruch, weil, wie schon früher ausgeführt, in diesem Gebirgstheil von jeher Toleranz herrschte. Nun waren mit einem Male Grenzen da, die

Schaffgotsch davon hörte, hielt er ein scharfes Strafgericht, bei dem er keine Milderungsgründe gelten ließ. Nicht nur die Arbeiter, sondern auch Förster und Oberförster ließ er in Eisen legen und lange festhalten. An den Glasmeister, der alles tat, um das Los der Unglücklichen zu erleichtern, kam er allerdings nicht heran, ein Beweis für die freiheitliche Stellung des Glasmeisters der Herrschaft gegenüber.

Endlich wurde 1710 ein Abkommen getroffen, nicht ohne daß von kaiserlicher Seite ein gehöriger Druck auf alle Beteiligten ausgeübt wurde. Keine der streitenden Parteien war befriedigt, und das Urteil wurde zum Schluß im Isergebiet zuungunsten der Herrschaft Schaffgotsch noch so umgebogen, daß die dort liegenden Häuser, die Strickerhäuser, noch heute an den Streit in ihrem Namen erinnern; sie waren einst die strittigen, die Stritterhäuser.

## Die letzten 70 Jahre unter österreichischer Herrschaft

Der Bergbau im Schreiberhauer Tal war zugrunde gegangen; wann wissen wir nicht. Um so stärker entwickelten sich die Glasmacherei und die damit zusammenhängenden Gewerbebezüge. Dem zweiten Preußler der Schreiberhauer Hütte war 1668 der jüngste Sohn Johann Christoph gefolgt; die älteren Söhne hatten sich vordem in anderen Hütten sesshaft gemacht oder sich dem Glashandel zugewandt. Dieser dritte Schreiberhauer Glasmeister aus dem Preußlergeschlecht hatte vom Vater alle Tugenden geerbt, die ihn zur Leitung und Weiterführung des Unternehmens befähigten. Die großartige Entwicklung des Glases in Schlesien in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ist allein sein Werk. Als 1686 einer der bekanntesten Glashändler Böhmens jener Zeit, Georg Franz Krenbich, seine zweite Auslandsreise antritt, die ihn bis in die Ostseeprovinzen führt, da holt er sich das Glas nicht etwa aus einer der vielen böhmischen Hütten; er kauft es in den „Hinderhütten“, wie die Weißbachtaler Hütte damals genannt wurde. „Denn zur selben Zeit“, so schreibt Krenbich in sein Tagebuch, „ward bei uns in Böhmen noch kein gutes Glas gemacht als nur Schockglas.“ So wurde die Weißbachtaler Hütte auch ein reger Handelsplatz und darüber hinaus auch der geistige Mittelpunkt des Ortes. Die Nachfrage nach gutem Schreiberhauer Glas wurde immer stärker, so daß Herrschaft und Glasmeister sich darin einig wurden, eine neue Hütte tiefer im Wald zu errichten. Zwar brannte man nun nicht mehr Asche selbst, sondern bezog aus Böhmen oder Polen fertige Pottasche; dennoch hatte sich in den 80 Jahren seit Bestehen der Hütte das Weißbachtal vom Waldbestand freigemacht. Die bisherige

stattet war. — Aber diese stillen Andachten konnten keinen Ersatz für die Gottesdienste von einst sein, und so zogen die Schreiberhauer heimlich in die Wälder, wenn einmal einer der vertriebenen Pastoren in das Tal kam. „Buschprediger“ nannte man diese Männer, weil sie in einsamen Waldschluchten ihre Gläubigen sammelten. Wie gefährlich der Obrigkeit diese Buschprediger erschienen, geht daraus hervor, daß oft genug, wenn auch widerwillig, der Schreiberhauer Scholze ihre Beherbergung und Verpflegung verboten und mit hohen Strafen bedrohen mußte. Als im Laufe der Jahrzehnte der Besuch dieser Prediger immer seltener wurde, da suchten die Schreiberhauer Trost im Lausitzischen; denn hinter Glinberg begann bereits das geschützte Gebiet, dessen Hauptorte durch den Kirchenbesuch der vielen angrenzenden Schlesier einen großen Aufschwung nahmen: Schwarzbach, Meßersdorf, Gebhardsdorf, um nur einige zu nennen. Hierher pilgerten die Eltern und Väter mit den Täuflingen, hier fanden die Eheschließungen statt. Das „Kirchwegel“, das von der alten Zollstraße über den Iserkamm und oberhalb von Bad Glinberg führte, erinnert noch heute an jene Notzeit. Auch ein anderer Flurname, der „Brautstein“ auf dem Iserkamm, ist Denkmal für die glaubensstarken Schreiberhauer. Hier erfroren einst auf dem Wege zu ihrer Eheschließung im Schneesturm ein Brautpaar.

Alle Versuche evangelischer Reichsfürsten zugunsten der bedrückten schlesischen Evangelischen blieben beim Kaiser ungehört. Erst dem Eingreifen des Königs Karl XII. von Schweden gelang es, einige Erleichterungen zu verschaffen. Auf der Konvention von Altranstädt (1. September 1707) wurden alle über die Bestimmungen des Westfälischen Friedens hinausgehenden Einschränkungen aufgehoben, oder es wurde doch wenigstens die Aufhebung zugesagt. Bereits 1709 bewilligte Kaiser Josef I. sechs Kirchen für die Evangelischen, die, da der Kaiser sich auch jetzt noch nicht zu der Genehmigung verpflichtet glaubte, als „Gnadenkirchen“ bezeichnet wurden. Die nächste dieser Kirchen war für die Schreiberhauer die Gnadenkirche in Hirschberg, deren Grundsteinlegung am 22. April 1709 zu einem großen Fest wurde. Wie groß die Freude über diese, allerdings mit gewaltigen Geldbeträgen sowohl beim Kaiser als auch bei Karl XII. erkaufte Gnade war, erkennt man aus der Beteiligung am Gottesdienst am Sonntag Kantate, der neben dem Bauplatz im Grünen stattfand. Mehr als 24 000 Menschen wurden gezählt, unter ihnen die Schreiberhauer trotz des weiten Weges. Im Jahre 1719 war die Kirche fertiggestellt.

Nach der Konvention von 1707 wurde den Evangelischen das Recht des Hausgottesdienstes eingeräumt; die noch heute in vielen Schreiberhauer Häusern vorhandenen Predigtbücher stammen aus jener Zeit. Dennoch fühlten sich, und mit Recht, die Evangelischen der Fürstentümer Schweidnitz

Hütte wurde dennoch nicht stillgelegt; vielmehr wurde sie abwechselnd mit der neuen Hütte betrieben. Diese Hütte wurde 1702 unterm Weiberberg errichtet; die freie Wiese an der Gebertbaude erinnert noch heute an dieses Werk. — Daß nicht allein Holzmangel, vielmehr der stärkere Bedarf an Glas zum Bau der Weiberberghütte führte, zeigt uns die Eingabe Preußlers um 1700. Aus seinem Bericht klingt ein Stolz über den guten Namen seiner Hütte an der Weißbach. „Ein gutes reines weißes Kreidenglas, rot, blau, grün und schwarz Glas, ingleichen auch eine gute Art von goldfarbigen und Rubinglas, item eine neu erfundene Procellain Arbeit von Glas“ — so schildert Preußler selbst seine Leistungen. Und als besonderen Vorzug seiner Hütte rühmt er vor allem die glückliche Besetzung der Arbeitsstellen mit „Kunsterfahren und guten Arbeitern“. Welche Entwicklung doch in diesem einen Jahrhundert!

Dieser Hans Christoph Preußler stirbt 1706; sein gleichnamiger Sohn führt glücklich das Unternehmen weiter, abwechselnd die Hütten im Weißbachtal und am Zaßen unterm Weiberberg befeuernd. Aus seiner Zeit sind uns prächtige Beispiele eines gesunden Familienstolzes erhalten geblieben. Am bekanntesten ist der Zylinderhumpen von 1727, der nicht nur die auf der Hütte beschäftigten männlichen Preußler in einem Glasgemälde verewigt, sondern uns auch ein treues Bild der Glasherstellung am Ofen gibt.

„Die Eintracht vermehret die kleinsten Dinge,  
die Zwietracht dagegen macht große geringe,  
Wo redlichkeit wohnt, da grünet das Land,  
Die Treue Vermehret das festeste Band!  
Vivat die kunstreiche gesellschaft der Glasmacher!“

Das ist die Devise der Preußler, die wir auch auf dem Humpen finden. Und dieser Gemeinschaftssinn, in jener Zeit nur selten verstanden, hat der Schreiberhauer Glasmacherei ihren gesunden Aufschwung gegeben. — Für den Familienstolz der Preußler zeugt auch die Schaffung eines Familienwappens, deren ältestes uns aus dem Jahre 1675 bekannt ist und das wir in leicht veränderter Form auch auf den Grabsteinen der Preußler wiederfinden: Ein Reldh aus Glas als Wahrzeichen des Gewerbes; ein Bergmann mit Hacke in Erinnerung der Herkunft.

Hans Christoph der Jüngere war der erste Schreiberhauer Preußler, der nicht bis an sein Lebensende Leiter der Hütte blieb. Nur wenig über 60 Jahre alt, verkauft er 1740 beide Hütten seinem Sohne Georg Siegmund.

Mit Hans Christoph schließt abermals ein Abschnitt der Schreiberhauer Glasgeschichte, ein erfreuliches Kapitel, das erste Kapitel der Preußler. Ein gewaltiger Aufstieg der Schreiberhauer Glasmacherkunst und damit

in der Zeit der scharfen Einfuhrverbote sogar durch Uniformierte bewacht wurden. Das war etwas Neues für die Schreiberhauer, an das sie sich zunächst gar nicht gewöhnen konnten. Und daß noch dazu der Warenaustausch unterbunden, daß auf unerlaubte Einfuhr und Ausfuhr sogar Geldstrafen gelegt wurden, das zeigte ihnen am deutlichsten die große Wandlung. Damals entstanden auf beiden Seiten auch die Zünfte der Schmuggler, die man hier Pascher nannte. Man möchte sagen, daß dieser ungesetzliche Verkehr sich zu einem neuen Gewerbezug der Schreiberhauer ausbildete, in dem viele Bewohner ihr Brot fanden. Was nützte gegen diesen Schmuggel das starke Aufgebot der Grenzer! Waren die Hauptwege gesperrt, so fand man neue. Die vielen Tabak-, Schuster- und Schneidersteige in unseren Wäldern stammen aus jenen Jahren.

Daß auch in Kriegszeiten der Verkehr niemals ganz unterbrochen war, daß man die Drübingen nicht als „Feinde“ betrachtete, darf deshalb nicht wundern. Als im Siebenjährigen Kriege sich Schmuggler und Händler auch als Spione betätigten, schritt der König mit aller Macht ein. Geändert wurde aber nichts, wie überhaupt seine vielen Maßnahmen zum Schutze und zur Förderung seiner schlesischen Industrien nur selten verstanden wurden. Daß einmal ein Herrscher das Gesamtwohl seiner Landeskinde allein im Auge haben konnte und diesem die Interessen einzelner oder einzelner Gebiete unterordnen mußte, wollte er etwas erreichen, das verstand man hier nicht, wie übrigens auch kaum in den anderen schlesischen Landesteilen. Man sah zunächst auch in Schreiberhau nur die Unannehmlichkeiten, die die vielen neuen Anordnungen brachten; man sah auch den Niedergang des Haupterwerbszweiges, der Glasherstellung und -veredlung und des Glashandels, nur als eine beabsichtigte Schädigung zugunsten der Glasherstellung in den alten preussischen Ländern an, vergaß aber darüber hinaus, daß man mit mehr Eifer und Verständnis auch eigene Vorteile aus der neuen Lage hätte ziehen können.

Und dennoch setzte sich schließlich auch in Schreiberhau die Erkenntnis durch, daß der neue König in allen seinen Handlungen, mochten sie zunächst auch unverständlich erscheinen, doch das Beste wollte. Man sah das an den unerhörten Anstrengungen zur Förderung und Hebung der schlesischen Weberei, an der Schreiberhau übrigens niemals nennenswerten Anteil hatte, weil hier genügend andere Erwerbsmöglichkeiten vorhanden waren; man sah das deutlicher an den Maßnahmen zur Förderung des Bergwerkswesens. Wie mehr als anderthalb Jahrhunderte später eine Staatsführung für das ganze Reich darauf bedacht war, die eigenen Quellen im Lande zu erschließen und sich von der devisenfressenden Einfuhr freizumachen, wie man heute verschüttete Erzwerke wieder freimacht, so auch damals in der Regierungszeit des großen Preußenkönigs.

Wir wissen, daß Schreiberhau vordem einmal ein Bergwerksort gewesen. Es lag für die Regierung also nahe, auch in diesem Gebiet den Bergbetrieb wieder zu erwecken. (Das war übrigens schon einmal hundert Jahre zuvor der Fall, als 1660 Kaiser Ferdinand III. Erhebungen über die im großen Kriege eingegangenen Werke und Hütten anstellen ließ.) Wie sehr der König aber darauf bedacht war, nun nicht einseitig allein den Bergwerksbetrieb zu fördern, wenn dadurch andere Gewerbezweige durch Entziehung von Arbeitskräften Schaden leiden würden, das geht aus einer Kabinettsorder von 1769 hervor, in der er sich gegen eine unbeschränkte Ausbreitung der Bergwerke wandte, wenn dadurch die Forstwirtschaft, die Leinwandherstellung und andere Gewerbe Schaden leiden würden. Bei dem Niedergang der Schreiberhauer Glasindustrie lag eine solche Bedrohung nicht vor, und so wurden erneut Schürfversuche gemacht.

Die Verlegung der Schreiberhauer Glashütte nach Karlstal zwang einen Teil der Bewohner, soweit sie nicht in den Bergwerksbetrieben Arbeit fanden, sich nach den neuen Erwerbszweigen umzusehen. Alles, was an Kleingegenständen für Haus und Hof aus Holz hergestellt wurde, von der Leiter bis zum Rechen, vom Eimer bis zum Löffel, fand nun im Schreiberhauer Tale seine Hersteller. Bis heute haben sich Geigen und Lauten aus jenen Jahren erhalten, die die Blütezeit der Schreiberhauer Musikinstrumentenfabrikation war. Schreiberhau war gegen Ende des 18. Jahrhunderts berühmt für seine Saiteninstrumente. Polen war der bedeutendste Abnehmer.

So erhielt Schreiberhau in seinem Wirtschaftsleben in der Regierungszeit Friedrichs des Großen ein ganz neues Gesicht. An seinem Todestage wird es in Schreiberhau niemand gegeben haben, der im tiefsten Herzen nicht echt friderizianisch war!

## Der König gewährt Glaubensfreiheit

Wenn die Schreiberhauer an den Einmarsch preußischer Truppen in Schlesien Hoffnungen knüpften, dann waren es die vieler Hunderttausender anderer Schlesier: Wiedergewinnung der Glaubensfreiheit. Trotzdem die Schreiberhauer Kirche 1654 katholisiert worden war, blieben die Schreiberhauer in ihrer Mehrzahl ihrem Lutherglauben treu. Der Toleranz des Hauses Schaffgotsch war es zu verdanken, daß noch jahrzehntelang das alte Kirchlein auch den Evangelischen für gelegentliche Andachten zur Verfügung stand. Nach der Erbauung der Gnadenkirche hörte auch diese Vergünstigung auf. Immerhin ist es bemerkenswert, daß eine gleiche Vergünstigung in anderen Orten bereits 1666 aufgehoben wurde, in Schreiberhau aber bis 1718 ge-

und Jauer weiter bedrückt. Als Kaiser Karl VI. 1740 starb, war es offenes Geheimnis, daß abermals eine Rekatholisierung einsezen sollte. Man erwartete, besonders im Liegnitzischen, für den Dezember dieses Jahres den Beginn der gewaltsamen Unterdrückung aller evangelischen Glaubensbetätigung.

Es war deshalb für die Evangelischen Schlesiens wie eine Erlösung, als der preussische König noch vor Jahresende in Schlesien einmarschierte. Man sah in ihm einen zweiten Gustav Adolf. Aber er war es nicht und wollte es nicht sein. Als nach der Schlacht von Hohenfriedeberg die Gebirgler um die Genehmigung baten, die Katholiken totschlagen zu dürfen, da verwies der König sie auf die Bergpredigt. Und bei einer anderen Gelegenheit erklärte er eindeutig: „Man kennt mich übrigens ganz nicht recht, wenn man mir einen Geist der Verfolgung beimisset, allermäßen niemand so sehr als ich zur Toleranz geneigt.“ Und in diesem Sinne befaßte sich der König auch mit der Glaubensbefreiung seiner neuen Untertanen. Deshalb wurde auch nicht, wie die Schreiberhauer das erwartet hatten, die 1654 katholisirte Kirche im Niederdorf nun zum evangelischen Gottesdienst freigegeben; wie auch anderswo blieben den katholischen Untertanen ihre Kirchen erhalten, und die Evangelischen mußten sich, nach einem sorgfältig geprüften Gesuch, eine neue Kirche bauen. Nicht immer wurde die Genehmigung erteilt. Der König wollte verhindern, „daß durch unnötige und überflüssige Vermehrung der Bethäuser die durch den Krieg ohnehin ziemlich mitgenommenen und entkräfteten Untertanen und Gemeinden mit einem neuen onere beschweret werden“. Die Tatsache, daß eine der ersten Genehmigungen für Schreiberhau erteilt wurde, läßt erkennen, daß Schreiberhau sowohl die nötigen Mittel als auch alle anderen Voraussetzungen bot. Bereits am 21. Januar 1741 wurde im festen Lager von Rauschwitz bei Glogau die Genehmigung erteilt, einen Tag, bevor die von Friedrich aus Berlin mitgebrachten ersten zwölf Pastoren ihre Bestallung erhielten. — Die Zuteilung dieser und der später ordinierten Pastoren war abhängig von der Versorgungsmöglichkeit der Geistlichen. Bei dem großen Mangel an ausgebildeten Seelsorgern wurde die Schreiberhauer Pastorenstelle erst 1743 am 25. März besetzt. Erster Pastor war Johann Christian Wiederauf.

Nachdem im ersten Jahre der Glaubensfreiheit gelegentliche Gottesdienste durch auswärtige Pastoren in Scheunen und großen Stuben abgehalten wurden, errichtete man 1742 ein einfaches Bretterhaus, das in den Jahren 1754 und 1755 einem steinernen Bethaus Platz machte. Dieses Bethaus, das viel später — 1821 — einen Turm erhielt, ist die heutige Hauptkirche im Niederdorf. Die Weihe fand am 9. November 1755 statt.

Wie der König lieber katholische Kirchen leerstehen ließ, als sie den Evangelischen zu übereignen, so duldete er auch zunächst nicht, die neuerrichteten Gotteshäuser als Kirchen zu bezeichnen. Erst 1764 wurde gestattet, das „Bethaus“ als Kirche zu bezeichnen. Das kommt auch in der Genehmigungsurkunde für das neue Schreiberhauer Gotteshaus vom 18. Juli 1754 zum Ausdruck. Auch dieses Haus mußte Bethaus heißen.

Aber alle diese Einschränkungen konnten die Schreiberhauer Evangelischen, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, nicht hindern, in dem großen Preußenkönig ihren Befreier zu sehen. Hindern konnten sie auch nicht daran die für ihre Wirtschaft schädigend wirkenden Maßnahmen des Königs, über die an anderer Stelle berichtet ist. Die Glaubensnot war unter der kaiserlichen Herrschaft zu groß gewesen.

### Schreiberhau lernt den Krieg kennen

Obgleich Schreiberhau unmittelbar an der Grenze lag, und obgleich ein viel begangener Weg von Schreiberhau über das Gebirge führte, so blieb Schreiberhau in den drei Schlesischen Kriegen im großen und ganzen von großen Truppendurchzügen und militärischen Maßnahmen verschont, weit mehr jedenfalls als die Orte des Hirschberger Tales. Dennoch lernten auch die Schreiberhauer, abgesehen von wirtschaftlichen Schäden, die Kriegsnot kennen.

Der Erste Schlesische Krieg ließ die Bewohner des Hirschberger Tales zum ersten Male den Unterschied zwischen den disziplinierten preußischen Soldaten und den Kaiserlichen, die Plünderung und Raub nicht verschmähten, erkennen. Diese Erkenntnis mag auch dazu beigetragen haben, daß der Hirschberger Kreis der erste war, der der Aufforderung des Königs, zum Grenzschutz sogenannte Gebirgs-Landmilizen zu gründen, Folge leistete. In den Gebirgskreisen Hirschberg, Landeshut, Volkenhain, Löwenberg, Buzlau, Jauer, Schweidnitz und Reichenbach hatte sich seit langem die Webindustrie hoch entwickelt. Zum Schutze dieser zum größten Teil für die Ausfuhr nach Übersee arbeitenden Industrie wurde diesen Kreisen in militärischer Hinsicht eine Sonderstellung eingeräumt. Während im übrigen Schlesien, zum Schrecken der dem Militärdienst abgeneigten Bevölkerung, Regimenter über Regimenter durch Werbung und Aushebung aufgestellt wurden oder doch werden sollten, hatten die Gebirgskreise zusammen jährlich nur 60 Rekruten zu stellen. Diese begründete Bevorzugung brachte den Kreisen die Bezeichnung „Königskanton“. — Um aber für den Kriegsfall einen ersten Schutz der Grenzen gegen den Einfall der auf der südlichen, österreichischen

## Die schwarzen Jahre der Schreiberhauer Glasmacher

Als König Friedrich in Schlesien einrückte, war Schreiberhau alles andere als ein Bauerndorf, wie es nie ein solches war. Darum mußten sich nach der staatlichen Veränderung, zumal die neuen Grenzen in unmittelbarer Nähe verliefen, die Auswirkungen des Hoheitswechsels hier besonders stark auswirken. Es kam hinzu, daß, wie wir schon hörten, die Grundherrschaft nicht mehr das gleiche Interesse an der Glashütte hatte, zumal sie durch die Einrichtung der vielen Bleichen im Hirschberger Tale mehr Abnehmer für das Holz hatte, als ihr lieb war.

Den Schreiberhauer Glashüttenbetrieb hatte 1740 Georg Siegmund Preußler übernommen. Er starb bereits 1751. Aber schon in seine Zeit fällt der Beginn des Niederganges der Preußlerhütte, der nicht zuletzt auf die Maßnahmen der neuen preussischen Regierung zurückzuführen ist. Hätte in diesen Jahren ein Hans oder ein Hans Christoph der Ältere an der Spitze der Hütten gestanden, die Entwicklung hätte einen anderen Weg genommen. Georg Siegmund aber, seine Witwe und sein Sohn konnten sich nicht schnell genug auf die neuen Verhältnisse umstellen; Jahre, die die besten Vorbedingungen für einen großen Aufschwung hätten geben können, blieben ungenutzt. Gewiß stellten sich ihnen auch widrige Umstände entgegen, aber ein großer Preußler hätte diese schnell überwunden und sie gar zu seinem Vorteil gestaltet.

Gerade die erste Zeit der preussischen Verwaltung war besonders günstig, als die Grenzen gegen Böhmen gesperrt und dadurch auch die Einfuhren böhmischen Glases unterbunden wurden. Zwar war diese Sperre ein schwerer Schlag gegen den Schreiberhauer Gewerbesleiß; nicht für die Hütte, die daraus nur Vorteil hätte ziehen können, wohl aber für die Glashändler und Glasveredler. Viele Familien lebten vom Glashandel und von der Veredlung. Nun wurde mit einem Male das böhmische Glas für den Handel ausgeschaltet. Bei der Blüte dieses Handels und den großen Umsätzen hätte die Schreiberhauer Hütte ihre Herstellung jetzt vervielfältigen müssen. Daß sie es nicht tat, war ihr Fehler und der erste große Schaden, der Schreiberhau durch die neuen Zustände zugefügt wurde. Die sechs schlesischen Glashütten waren nicht in der Lage, den innerschlesischen Bedarf zu decken. Schon in der vorpreussischen Zeit hatte man sich mit polnischem und böhmischem Glas beholfen; die Schreiberhauer Händler und die Veredler im Hirschberger Kreise waren zum größten Teile auf böhmisches Glas angewiesen. An Aufträgen fehlte es also nicht.

Dem König war diese Verknappung recht; sie war von ihm beabsichtigt. Nicht zum Schutz der schlesischen, sondern zur Förderung seiner neufurmärki-

Zuerst kam in den Mittagsstunden des 13. Juli ein Kommando von 250 Mann den Böhmerweg herunter, hielt sich aber nur kurze Zeit in Schreiberhau auf. Führer dieses Kommandos war der Hauptmann von Sprecher, dem „statt eines Tractements“ 33 Reichstaler und 12 Groschen gegeben werden mußten. Insgesamt kostete dieser Mittagsbesuch die Gemeinde Schreiberhau 48 Rt. 22 Gr. oder, wie der Scholze Christian Gottlieb Preußler umrechnete, 73 Gulden und 6 Kreuzer. (Diese Umrechnung erklärt sich nicht allein daraus, daß die Österreicher nun wieder Herren des Landes waren, sondern auch aus dem schnellen Währungsverfall des preussischen Geldes, seit der König dem Breslauer Juden Ephraim die Münze verpachtet hatte und dieser im Auftrage des Königs geringwertige Taler ausprägte, die der Volksmund mit „Ephraimiten“ bezeichnete. „Außen Friedrich — innen Ephraim.“)

Raum war die Truppe des Hauptmanns von Sprecher abgezogen, als Husaren und Kroaten (Panduren), diesmal von Hermsdorf her, im Anmarsch waren. Dieser Besuch dauerte vom Spätnachmittag bis zum nächsten Morgen. Führer war der Oberst Beck. Neunhundert Mann bivouacierten und marschierten am nächsten Morgen über die Alte Zollstraße nach Glinsberg weiter.

Es blieb nun fast einen Monat ruhig im Schreiberhauer Tale. Erst am 16. August erschien wieder eine Brandschatzungspatrouille, am Tage darauf ein österreichisches Kommando mit 250 Husaren und Kroaten unter dem Hauptmann Mouschinsky, das sich oberhalb des heutigen evangelischen Friedhofes lagerte. Am nächsten Tage wurde dieses Lager von den Preußen unter Generalmajor Krocow aufgehoben, die Österreicher gefangenegenommen.

Damit waren die eigentlichen unmittelbaren Kriegsschrecken für die Schreiberhauer in diesem Kriege beendet. Zwar kamen in jedem der folgenden vier Kriegsjahre immer wieder Patrouillen und Brandschatzer in das Schreiberhauer Tal, zwar wurden im letzten Kriegsjahr 1763 der Scholze, der Kantor und ein Gerichtsmann zur Erzwingung einer Brandschatzung festgesetzt; zwar wurde in diesen Jahren viel Vieh fortgetrieben, von den streifenden Soldaten viel gewildert; größere Truppenmassen sah aber Schreiberhau nicht mehr. Schreiberhau war ausgeplündert, wie viele andere Orte der Nachbarschaft, und dennoch nicht arm geworden, zumal nach dem Kriege die beschlagnahmten Werte zum größten Teile ersetzt wurden. Dank der abgeschlossenen Lage war auch dieser Krieg nur streifend vorübergegangen; selbst die furchtbare Pest des Jahres 1758 hatte auch diesmal um Schreiberhau einen großen Bogen gemacht.

Seite bereits bestehenden Miliz zu schaffen, wurde eine auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit aufgebaute Gebirgs-Landmiliz geschaffen. Gegen den Rat der beteiligten Landräte — lediglich der Hirschberger Landrat verhielt sich nicht ganz ablehnend — begann man 1743 mit der Aufstellung der Miliz. Die ersten Kompanien, die sich bildeten, waren die im Hirschberger Tale, zu denen auch die Schreiberhauer Freiwilligen gehörten. Es wurde nicht viel aus dem Plan. Er wird nur deshalb hier erwähnt, weil gerade die Schreiberhauer Mannschaften in der Grenzverteidigung sich zu bewähren Gelegenheit hatten. Sie führten zusammen mit den Petersdorfern im Zweiten Schlesischen Kriege auf eigene Faust einen Kleinkrieg. Fast jeden Tag im Frühjahr 1745 wurden Gefangene und Beutepferde eingebracht, an einem Tage allein nicht weniger als 35 Pferde, die ihnen mit 10 Taler je Pferd bezahlt wurden. Anfang Mai schreibt von diesen Freischärlern der Oberst von Winterfeldt, daß die Bauern „so gut aufpassen und auf allen Fußstegen Tag und Nacht Posten halten, daß keine Kasse durchkommen kann“.

Dieser Zweite Schlesische Krieg brachte den Schreiberhauern, zur selben Zeit, als in Hirschberg, Schmiedeberg und den umliegenden Dörfern von den Österreichern geraubt und geplündert wurde, als in Krummhübel gar zehn Einwohner umkamen, zwar nachweislich keine Menschenverluste, dafür aber Brandschatzungen in einer Höhe von 300 Gulden „guten Geldes“, Lieferungen von Brot und anderem.

Im Siebenjährigen Kriege blieb Schreiberhau zunächst verschont. Im Jahre 1758 streiften wohl hin und wieder Patrouillen durch die Täler; aber erst das nächste Jahr brachte größeres Kampfgetümmel. Im Mai dieses Jahres kam ein kleines Kommando, das nach Neuwelt zur Glashütte wollte, aber beim „Toten Mann“ wieder umkehrte und sich in der Scholtisei einquartierte. Das war der erste nachweisliche Nachtbesuch, die erste nachweisliche Einquartierung in den Schlesischen Kriegen. Lebhafter wurde es in den Bergen zu Beginn des Monats Juni, als Österreicher und Russen zu einer gewaltigen Offensive gegen die Preußen ausholten. Der österreichische Feldherr Daun brachte seine Truppen an den Südhang des Gebirges heran. Mit seiner Hauptmacht ging er über Reichenberg ins Reißetal vor und machte erst am Queis bei Marklissa halt. Hier bezog er ein festes Lager. Die Preußen verschanzten sich vom 10. Juli ab bei Schmottseiffen. Die nun folgenden Tage dienten den Österreichern, die in der Übermacht waren, zur Säuberung und Sicherung des Riesengebirges. — In dieser Kriegslage gewann auch Schreiberhau an Bedeutung, weil hier zwei strategisch wichtige Wege sich kreuzten, nämlich die Alte Zollstraße und der Böhmerweg. Diese Wege waren in den Tagen des 13. und 14. Juli 1759 von österreichischen Soldaten belebt.

schen Hütten. Indes stellten sich seinen Maßnahmen so viel Schwierigkeiten in den Weg, daß selbst der schlesische Minister Münchow gegen die Tatsachen machtlos wurde und schließlich wieder böhmisches Glas nach Schlesien hineinließ. Nicht zuletzt bestimmte den Minister zu seinem Nachgeben die Stellungnahme der Glashändler und der Glasveredler. Die Glashändler behaupteten, daß das Schreiberhauer Glas bei weitem nicht so rein und so leicht zu veredeln sei wie das billigere böhmische; der Gebirgshandelsstand Hirschberg aber befürchtete, daß bei einem Niedergang der böhmischen Hütten statt dieser Bleichen angelegt würden und dadurch den schlesischen Bleichen Abbruch getan werden könne. Wir hören also schon aus diesem Jahre — 1743 —, daß das Schreiberhauer Glas in der Güte dem böhmischen nachstand, und diese Klage wiederholte sich in den nächsten Jahrzehnten immer wieder. — Dadurch machte sich am Orte ein bis dahin unbekannter Gegensatz zwischen den einzelnen Gewerbezweigen bemerkbar: Die Glashütte stand auf der einen, Glashändler, Veredler und die von ihnen abhängigen Betriebe, wie die die Fuhren ausführenden Bauern, auf der andern Seite.

Bei dieser Lage hatte die Herrschaft Schaffgotsch noch weniger Interesse an der Erhaltung der Hütten im Weißbachtal und unter dem Weiberberg. — Wir hörten schon, daß auch die Bleichen im Hirschberger Tal gewaltige Mengen Holz brauchten. Dieses Holz kam zum größten Teile aus den Schreiberhauer Wäldern, da die Beförderung im Flößerbetrieb sehr billig war. Schwerer war es für die Grundherrschaft, das Holz in den entlegenen Wäldern, nach der Iser zu, zu verwerten. Deshalb bedrängte sie wieder und wieder die Preußler, die Hüttenbetriebe am Weiberberg und im Weißbachtal einzustellen und eine neue Hütte an der Iser zu errichten. Daß sich die Preußler gegen diese Forderung wehrten und die Ausführung des Abbruchbefehles, der 1752 in besonders scharfer Form erfolgte, immer wieder hinauschoben, ist begreiflich. Als neuer Hüttenplatz wurde der Babelsbruch, das heutige Karlstal, zur Verfügung gestellt, drei Wegstunden von der Hütte im Weißbachtal entfernt. Schließlich mußte sich die Hüttenbesitzerin fügen, und 1754 wurde die neue Hütte in Betrieb genommen.

Es begann nun eine Leidenszeit für das neue Unternehmen. Zunächst bedeuteten schon die Entfernung vom Hauptort und die schlechten Wegeverhältnisse eine Belastung, wie sie keine andere schlesische Hütte zu beklagen hatte. Die Fertigwaren mußten nach Schreiberhau getragen werden, da der schlechte Zustand der Alten Zollstraße ein Fahren nur selten erlaubte. Das hauptsächlichste Rohmaterial mußte vom Hohen Iserkamm auf der gleichen Straße herangeschafft werden — es darf nicht wundern, wenn die neue Hütte im Wettbewerb mit den böhmischen Hütten lange ausgeschaltet blieb.

Man kann die dreißig Jahre zwischen 1755 und 1785 als „schwarze“ Jahre der Schreiberhauer Glasherstellung bezeichnen. Das in jenen Jahren in der Karlstaler Hütte hergestellte Glas fand sowohl bei den amtlichen Stellen und Kommissionen als auch — und das war das Entscheidende — bei den Glashändlern und Veredlern wegen der oft geringen Güte eine ungünstige Beurteilung. Aber — und das soll noch einmal festgestellt werden — hätte zu jener Zeit an der Spitze der Hütte eine geeignetere Persönlichkeit gestanden, so wäre die Entwicklung in bessere Bahnen gelenkt worden. Niemals wieder waren die Vorbedingungen für die Entwicklung der Schreiberhauer Glasmacherei in kommerzieller Beziehung so glücklich wie damals. Nach der Holz-, Mast- und Jagdordnung von 1756 war die Neuschaffung von Glashütten in den Gegenden, in denen sich Bleichanlagen befanden, verboten; bestehende Hütten sollten zum Schutz der Bleichen sogar eingestellt werden. Schon 1760 herrschte aber in Schlesien wieder ein solcher Glasmangel, daß der König, nachdem seine Versuche, neumärkisches Glas in Schlesien einzuführen, endgültig fehlgeschlagen waren, Anweisungen zum Bau neuer Hütten gab. (Die bekannte Hütte in Friedrichsgrund in der Grafschaft Glas entstand zu jener Zeit.) Vorübergehend dachte man an einen staatlich unterstützten Ausbau der Karlstaler Hütte, aber, wie der Kriegsrat Michaelis urteilt, ist „der Sohn der Witwe Preußler, der den Glasmeister abgibt, nicht von der Einsicht“! Zu diesem scharfen Urteil hat nicht zuletzt der Umstand geführt, daß das Karlstaler Glas noch ungünstiger bewertet wurde als vordem. Wenn vielleicht auch die Schreiberhauer und Warmbrunner Glashändler, um nach wie vor billigeres böhmisches Glas einführen zu können, die Güte des Karlstaler Glases aus selbstsüchtigen Gründen als schlechter bezeichneten, als es war, so wissen wir doch aus manchem sachlichen Urteil der Regierungsvertreter, denen nur daran liegen konnte, das Karlstaler Werk zu erhalten, daß zu ernstem Tadel oft genug Anlaß war. Aber nicht nur die Güte des Glases war zu rügen; mehr als einmal kam es vor, daß weder die Händler noch die Kommissionen fertiges Glas vorfanden. Da Preußler immer wieder die unsachliche Einstellung der Händler bemängelte, ließ im Januar 1765 der Kriegsrat Schneckler von der Domänenkammer Glogau in seiner Gegenwart verschiedene Glasstücke blasen. Nachdem diese veredelt waren, wurden sie der Domänenkammer zugesandt. Obgleich sie aus bestem Glase hergestellt werden sollten, bezeichnete sie das Gutachten als so schlecht, „daß sie kaum den Namen des Mittelmäßigen verdienten“. Preußler gab zu seiner Entschuldigung an, daß in der Glasmasse schon viele Brocken enthalten gewesen und der Kalk nicht gut gewesen sei, daß er auch wegen des Abganges eines Glasmachers nicht mehr so gutes Glas wie früher herstellen könne. Er versprach aber, sich um einen neuen, tüchtigen Glasmacher zu

kümmern. Im Herbst des Jahres 1765 kommt Preußler auf das Gutachten vom Januar zurück und weist vor allem auf die erheblichen Preisunterschiede zwischen seinen und den Ausgaben der böhmischen Hütten hin, in denen nicht nur die Arbeitslöhne, sondern auch Pottasche und Salpeter erheblich niedriger seien. Er behauptete dann abermals, daß das Karlsruher besser als das böhmische Glas sei, und daß das schlechte Glas, das die Warmbrunner als Karlsruher ausgaben, in Wirklichkeit schlechtes böhmisches sei. Neun Jahre später (1774) machen die Warmbrunner Glaschneider Manwald und Scharf in einer Eingabe an die Regierung dem Preußler den gleichen Vorwurf: sie behaupteten, Preußler führe selbst böhmisches Glas ein und verkaufe es als eigenes! — Die Lage der Preußler wurde immer ungünstiger, so daß schließlich 1775 der Zusammenbruch eintrat. Da aber die Werte erheblich größer waren als die Schulden, so arbeitete die Hütte weiter. Das Glas wurde aber eher noch schlechter denn besser. Die Klagen der Glasveredler wurden schließlich so stark, daß der schlesische Minister von Horn sich „von Landes-Policey wegen“ ins Mittel legen wollte, um einmal die Bedrückung „dieses vordem so ansehnlichen Gewerbes (der Glasveredler und Glashändler) zu beenden, daß der Besitzer Preußler nichts als grünes und schlechtes Glas mache und unvernünftig sei, die Hütte jemalen in Aufnahme zu bringen“. Der Minister bot sogar dem Besitzer der neugegründeten Friedrichsgrunder Hütte die Übernahme der Karlsruher Hütte an. Die Herrschaft Schaffgotsch, seit Jahren in dieser Angelegenheit von der Regierung bedrängt, hatte dem Wechsel zugestimmt; allein, der Friedrichsgrunder Rohrbach lehnte ab. —

Im Jahre nach diesen Erwägungen — 1785 — starb die Preußlerin, und ihr Sohn, der so viele Jahre bei ihr Glasmeister gewesen, übernahm nun den Betrieb auf eigene Rechnung. Von diesem Augenblick an begann für die Karlsruher Hütte eine neue Entwicklung, die aufwärts führte. Der Niedergang hatte für die Schreiberhauer Glasherstellung ein Ende gefunden.

## Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts

Den Bemühungen Friedrichs des Großen zur Hebung des Wohlstandes auch der Landbevölkerung stand in ihm selbst die Notwendigkeit des Schutzes seines Adels entgegen. So konnte er seine Pläne zur Befreiung der ländlichen Untertanen aus den bedrückenden Verpflichtungen der Grundherren nicht zur Ausführung bringen. Immerhin hatte der Schlesier aus vielen der Maßnahmen des Königs erkannt, daß auch der einfachste Mann nicht mehr rechtlos war; die Geschichte vom Müller von Sanssouci war bis in das entlegenste schlesische Dorf gedrungen. Vielfach hatten diese und andere Um-

Zur Durchführung des großen Aufbauprogramms des Königs hatten sich bereits 1764 die Preußler verpflichten müssen, bis zum Jahre 1766 außer einer Schleifmühle auch eine neue Hütte zu erbauen. Aber erst fast 20 Jahre später wurde die Schleife, fast 30 Jahre später die Hütte errichtet. Preußler nahm sich zum Hüttenbau zwei Schreiberhauer zu Gesellschaftern, den Glashändler Matteredne und dessen Schwager Preller. Dieser war Eigentümer des Vitriolwerkes im Zackentale. Man baute die Hütte im äußersten Zipfel von Schreiberhau, in der Martinsheide an der Ufer, und nannte sie im Hinblick auf die großen Hoffnungen, die man an sie knüpfte, „Hoffnungsthal“. Schon 1793 wurde mit dem Bau begonnen; erst 1796 wurde in ihr zum ersten Male geblasen. — Die Hoffnungen erfüllten sich zunächst scheinbar nicht, denn noch 1802 wird in einem Regierungsbericht die Reinheit des Glases getadelt; die Glasprobe kann aber durch Zufall schlecht gewesen sein, da schon im Jahre darauf ein weiterer Regierungsbericht mit großer Befriedigung feststellt, daß die Schreiberhauer Glaswaren den böhmischen nicht nur gleichwertig, sondern sogar überlegen sind. In wenigen Jahren war Schreiberhau wieder zum Mittelpunkt der schlesischen Glasindustrie geworden, die schlesische Glasindustrie zu der bedeutendsten Preußens. In Berlin mußte man das Schreiberhauer Glas oft noch als böhmisches Glas verkaufen; man glaubte es einfach nicht, daß das Schreiberhauer Glas dem böhmischen nicht nur gleichwertig, sondern sogar überlegen geworden war.

Eine Hoffnung hat sich in der neuen Hütte nie erfüllt, weshalb dieser Fabrikationszweig auch bald wieder eingestellt wurde: die im Hoffnungstaler Kompositionsöfen hergestellten und vorgearbeiteten Gegenstände kamen gegen die aus dem Gابلonzer und Turnauer Gebiet stammenden nicht auf.

So stand um die Wende zum 19. Jahrhundert Schreiberhau wirtschaftlich wieder gefestigt da. Im Jahre 1800 zählte man in Schreiberhau an selbständigen Gewerbetreibenden allein in der Glasindustrie 14 Schleifer, 5 Glasschneider, 6 Glasvergolder, 5 Glasfabrikanten, 10 Glashändler, 9 Glasmacher und 2 Spiegelmacher, zusammen 51 selbständige Glasleute. Mit Recht konnte in dem Jubelbüchlein von 1792 bereits gesagt werden: „Schreiberhau ist zwar eine von den weitläufigsten, aber auch wirklich von den volkreichsten und nahrhaftesten Gemeinden in hiesigen Bergen . . .“

## Berg- und Hüttenleute schaffen eine Industrie

Oft hören wir in der Schreiberhauer Geschichte vom Bergbau. Immer wieder wurde versucht, alte Stollen zu beleben, neue zu graben. Noch in den letzten Jahren kaiserlicher Herrschaft — 1735 — ließ die Herrschaft Schaff-

gotsch alte Schächte wieder öffnen: „leider vergeblich gewesen“. Unter der Regierung des großen Preußenkönigs mehrten sich diese Versuche. Der erste, im Juli 1766, war auf Lug und Trug aufgebaut. Ein Hauptmann von Arnswalde ließ mit Triangel, Zither und Violine und durch heiße Gebete des damaligen Pastors sein Bergwerk „Gegen Gottes“ und die beiden Stollen „Zur Ehre Gottes“ und „Zu des Menschen Besten“ einweihen, nachdem er zur Gewinnung von Kugenzeichnern angeblich in seinem Werk gefundenes „Ungarn Tobacksgold, 26 Loth Gold und 5 Loth Silber Centnergehalt“ vorgezeigt hatte. Heimlich flüchtete er bald nach dieser Weihe und ließ 23 Bergleute im Stich. Vordem schon hatte sich ein Bergmeister aus Warmbrunn, Gottfried Hempel, um die Schürfgenehmigung an alten Stollen beworben, ohne indes mit der Arbeit zu beginnen. Wirkliche Erfolge, wenn auch nur vorübergehend, waren dem Giersdorfer Kaufmann Christian Melchior Preller beschieden, der 1768 mit dem Schürfen begann und seinem Bergwerk den Namen Friedrichsgrube gab. Diese lag in dem alten Bergwerksgebiet am Schwarzen Berg, oberhalb der heutigen Heilstätte Molkeseels. Eine ganze Reihe von Jahren hat Preller, dessen Vorläufer und Mitbeteiligter der Hirschberger Arzt Hansleuther war, hier oben Bergleute beschäftigt, bis die Lager erschöpft waren. Die anfänglichen Erfolge mögen die Herrschaft veranlaßt haben, ebenfalls ein altes Bergwerk wieder zu erschließen; es handelte sich um eine Kobaltgrube, der man den Namen „Julien-Grube“ gab. Nur wenige Monate wurden hier Versuche gemacht. Als man dem Grafen Carl Schaffgotsch im Herbst 1775 mitteilte, daß ein weiteres Betreiben des Unternehmens zwecklos sei, nachdem bereits 175 Taler vertan waren, erhöhte er diesen Betrag auf 300 Taler. Nicht, weil er selbst glaubte, daß sich aus dem Werk noch einmal Schätze herausholen lassen würden; er wollte dem König gegenüber als willfähriger Untertan gelten. Er schreibt das offen an seinen Rentmeister von Prag aus (21. Oktober 1775): „Das Bedenkliche wird es für mich sein, wenn Majestät erfahren würde, daß ich wegen 300 Taler diesen Bau fahren lasse, mir ist bekannt, wie sehr Allerhöchstdieselbe auf die Bergwerke verpudt ist, es würde nur eine sehr üble Idee von mir bei Majestät geben, welches ich wegen vieler gegenwärtigen und zukünftigen Umstände auf jede Weise zu vermeiden habe. So muß ich schon in einen sauern Apfel beißen . . .“ — Aber der Betrieb in der Juliengrube wurde dennoch nicht wieder aufgenommen. Die alten und jungen Schreiberhauer Bergleute, soweit sie nicht bei Preller arbeiten konnten, gingen in andere Bergwerksgebiete. Um die Jahrhundertwende wurde auch die Friedrichsgrube außer Betrieb gesetzt; Versuche, sie 1805 als „Neue Friedrichsgrube“ wieder in Betrieb zu nehmen, scheiterten ebenfalls.

Aus dem Prellerschen Bergwerksunternehmen ging ein anderer Werk hervor, das von 1773 ab mehr als siebenzig Jahre dem unteren Zackental ein besonderes Gepräge gab. Preller errichtete dort ein Vitriolwerk, das in seiner Blütezeit das bedeutendste Preußens war. Als die Schreiberhauer Berge nicht mehr oder nicht mehr genügend Erze gaben, wurde von Kupferberg, von Rohnau und von anderen Orten das Material herangeschafft und im Zackental verhüttet. Unter dem Schutze des Königs und des Oberbergamtes entfaltete sich das Vitriolwerk so stark, daß das zum Rösten notwendige Holz oft genug von der Herrschaft nicht bereitgestellt werden konnte. Wieder standen sich zwei vom König begünstigte Gewerbe, die gleich wichtig für ihn waren, gegenüber: das Vitriolwerk und die Bleicher. Die Geschichte des Vitriolwerkes ist eine Geschichte des Kampfes um das nötige Holz, das ebenso nötig für die Bleichen gebraucht wurde. Alle Versuche, Preller zu einer Verlegung seines Werkes nach Kupferberg oder Rohnau zu zwingen, schlugen indes fehl; in jedem der Streite um die Holzlieferung blieb er Sieger.

Aus vielen Stichen, aus vielen Reisebeschreibungen jener Zeit lernen wir die Bedeutung des Vitriolwerkes kennen, zumal Preller, obgleich er oft genug als der „böse Kerl“ bezeichnet wird, mehr tat als Vitriol kochen. Er baute für die vielen Reisenden, die zum Rochelfall pilgerten und die von Warmbrunn aus nur bis zu seinem Werke fahren konnten, von da aber klettern mußten, einen bequemen Weg zum Rochelfall. Er förderte auch die Musik, sei es, daß er eine eigene Werkkapelle gründete, die z. B. beim Besuch der Königin Luise konzertierte (daher der Name „Musikantenstein“ im unteren Zackental), sei es, daß er mit Verwandten und seinen Buchhaltern selbst Schreiberhauer Streichinstrumente spielte. — Auf Veranlassung des Königs befaßte er sich auch mit Versuchen, für die königliche Porzellanmanufaktur wichtige Zusätze zu beschaffen.

Bereits 1801 nahm Preller als Gesellschafter den Kaufmann Johann Schaul auf, der von 1805 bis 1808 das Vitriolwerk allein betrieb. Nach Schauls Tode führte dessen Neffe Zorn das Unternehmen unter der neuen Firma „Vitriol-Werks-Producten-Handlung“ weiter. Niemals hat sich im Volksmunde dieser Name eingebürgert. Immer blieb es bis zu seinem Erliegen vier Jahrzehnte später das Schmelz- oder Vitriolwerk.

1811 nahm Zorn den Schmiedeberger Kaufmann Salomon Gottlieb Waeber als Teilhaber in sein Vitriolwerk auf. Das Schmiedeberger Handelshaus Waeber führte später mit der Morgensterner Gewerkschaft Rohnau, die das Rohmaterial lieferte, den Betrieb weiter. Zuletzt wurde nur noch Vitriolöl hergestellt.

Die Gründung des Vitriolwerkes fiel in die Blütezeit der Schreiberhauer Holzflößerei, weshalb hier noch kurz auch an diesen Erwerbszweig der

Die Erhebung Preußens zog die Liegnitzer Regierung vorübergehend von ihrer sorgenden Arbeit um die Hebung der schlesischen Glasindustrie ab. Nach der Niederringung der Fremdherrschaft beschäftigte sie sich aber um so stärker mit diesem Wirtschaftszweig, als die steigende Not der schlesischen Spinner und Weber neue Erwerbsmöglichkeiten für die Kinder dieses offensichtlich dem Untergang geweihten Gewerbes zu suchen befahl.

Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war die Schreiberhauer Hütte hinsichtlich der Güte des Glases führend, vielleicht sogar der Harrach'schen Hütte in Neuwelt überlegen. Aber dank der besseren Vorbildung der Neuwelter Glasveredler waren die Böhmen in der Veredlung überlegen. Wir hörten bereits früher, daß im Gegensatz zu Schreiberhau, wo viele selbständige Glaschleifereien bestanden, in Böhmen die Schleifen unter einheitlicher Leitung standen. Jede regelnde Fürsorge war deshalb in Schreiberhau ausgeschaltet. Das führte dazu, daß jeder Schleifermeister, wenn einmal ein Jahr höchster Konjunktur kam, eine möglichst große Zahl von Gehilfen und Lehrlingen ansetzte. Dadurch entstand in schwachen Jahren ein Überangebot und ein ungesundes Preisunterbieten. Schon einmal, fünf Vierteljahrhunderte zuvor, war die Glasveredlung im Hirschberger Kreise in einer ähnlichen Lage. Damals half man sich mit drakonischen Mitteln, namentlich gegen das Lehrlingswesen und die Schwarzarbeit. Gleiche Maßnahmen waren nach den Stein'schen Reformen nicht mehr möglich. Aber der gesunde Geist der Schreiberhauer Veredler griff unter tatkräftiger Mitarbeit Preußlers zur Selbsthilfe. Sämtliche Glasveredler schlossen sich zusammen und schlossen untereinander einen Vertrag ab, der u. a. vorübergehend die Einstellung von Lehrlingen verbot, eine wenigstens fünfjährige Gesellenzeit vorschrieb und Ausländer, also Böhmen, von der Meisterwürde ausschloß. Es sollten nur gleiche Löhne gezahlt werden. „Auch muß einer dem anderen die Arbeit beim Glashändler nicht durch Bettelei wegnehmen.“ Hatte ein Meister Söhne, dann sollte nur einer, höchstens aber zwei das Schleifen erlernen; die Lehrzeit sollte fünf Jahre dauern. Jeder Lehrling mußte einen Bürgen stellen und 50 Taler Kaution hinterlegen.

Trotz dieser Bemühungen, nur das beste Glas in der besten Veredlung herauszubringen, gelang es nicht, auf dem außerpreussischen Markt gegen die Böhmen aufzukommen. Die Handelsorganisation der Böhmen war so straff aufgebaut, daß es schwer war, durch die von ihr gezogenen Maschen hindurch zu kommen. Preußler war sich über diese Tatsache klar, zumal er im eigenen Orte sehen mußte, wie die Schreiberhauer Glashändler sich trotz der hohen Zölle wieder mehr und mehr mit böhmischem Glas eindeckten, nun aber auch mit veredelten Gläsern. Die Verlegung des böhmischen Zollamtes von Rochlitz nach Neuwelt mag zeigen, daß der

Schreiberhauer Holzleute erinnert sein soll. Es gab, neben dem großen Backen und dem Zackerle, neben der Rochel und der Weißbach nur wenige Bächlein, die nicht für die Holzflößerei ausgenutzt wurden. Im Sommer wurde das Holz bereits gespalten und an die Einwurfstellen herangebracht. Hier wurde es in sogenannten Stößen aufgestellt. Ein Stoß war 12 Ellen lang und 3 Ellen hoch. Jedes Holzstück hatte eine Länge von  $\frac{9}{4}$  Ellen, in späteren Jahren von  $\frac{6}{4}$  Ellen. Diese Reihenfolge des Flößens geschah nach einem in langjähriger Erfahrung entstandenen Plan. Trat das Frühjahrshochwasser ein, so wurden zunächst die vorderen Einwürfe an der Rochel, am Seiffen und am Zackerle, sodann am mittleren Backen vom Glinsberger und Wildemannswiesel abwärts, in Arbeit genommen. Zuletzt wurde, weil hier der Schnee am längsten lag, das Holz aus Jakobstal eingeworfen. — In diesen Flößtagen wurde in Schreiberhau alles, was dienstpflichtig war, aufgegeben. Mit langen Stangen standen die Männer an den Krümmungen der Gewässer, besonders aber an den Brücken, um ein Anstauen zu verhindern. Wo das treibende Holz wieder auf das Land gebracht werden sollte, hatte man sogenannte Rechen gebaut, so am Vitriolwerk für das Rößtholz, in Petersdorf, Wernersdorf und Warmbrunn für die Bleichen, an anderen Stellen zur Aufnahme des Brennholzes. Aus 13 Stößen am Einwurf wurden zwölf beim Wiederaufsetzen an der Auffangstelle! Noch im Abklingen der Blütezeit der Flößerei erhielten Warmbrunn, Herischdorf und Gotschdorf jährlich rund 600 Stoß, Wernersdorf für vier Bleicher und einen Papiermacher 255, Petersdorf für zwölf Bleicher 240 Stoß. Insgesamt wurden rund 2000 Stoß aus der Gebirgsschwelle ins Hirschberger Tal getragen. Mehr als 600 Stoß brauchte zudem das Vitriolwerk. Man kann es deshalb verstehen, daß die Bleicher des Hirschberger Tales bei dem immer geringer werdenden Holzbestande auf das Vitriolwerk nicht gut zu sprechen waren.

### **Die Lage der Schreiberhauer Glasindustrie von 1800 bis zur Gründung der Josephinenhütte**

Das Glasgewerbe drückt Schreiberhau im 19. Jahrhundert, vor allem nach der Gründung der Josephinenhütte, einen so kräftigen Stempel auf, daß alle anderen Gewerbebezüge, ja alle ortsgeschichtlichen Ereignisse darüber scheinbar an Bedeutung verlieren. Ein weiteres Heft der Schreiberhauer Heimatblätter, aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Josephinenhütte 1942 vorbereitet, wird dieser Bedeutung in ausführlichen Darstellungen gerecht.

In den Jahren des Wiederaufblühens der Schreiberhauer Glasindustrie wuchs der 1776 geborene Preußlersohn Christian Benjamin auf. Als der

um für angeblich böhmische Ware höhere Preise zu erzielen. Mit Ausnahme der Neuwelter Hütte, die in der Veredlung des Glases einen unleugbaren Vorsprung hat, steht das böhmische Glas dem Schreiberhauer bei weitem nach. Wenn das böhmische Glas zu billigeren Preisen geliefert werden könne, so liege das nicht allein an der Geldentwertung, sondern auch daran, daß die Neuwelter Hütte sich des besonderen Schutzes des Grafen Harrach erfreue und mitten im Dorfe liege. Der Vorzug des veredelten Neuwelter Glases erkläre sich daraus, daß die Schreiberhauer Veredler sich noch immer nicht mit den Böhmen messen können, weil jenen die Vorbildung fehle und die Veredlung zudem nicht unter einheitlicher Leitung stehe. Die Überlegenheit des Neuwelter Glases wird solange bestehen bleiben, wie die Schreiberhauer Hütten ihre guten Waren nicht selbst veredeln und auf Lager nehmen. Für den Glashandel ist bisher viel getan, sogar die Abgaben und Steuern für inländisches Glas sind den Händlern erlassen, was namentlich den großen Händlern einen ansehnlichen Gewinn bringt.

Die Regierung verschloß sich diesen Anregungen nicht; sie ordnete zunächst die schleunige Instandsetzung der Alten Zollstraße an. Auch der Glaseinfuhr aus Böhmen wurde größere Aufmerksamkeit geschenkt. Preußler selbst versprach, von 1830 ab einen eigenen Reisenden anzustellen und nach und nach in den schlesischen Bädern, die schon immer ein bedeutendes Absatzgebiet waren, Verkaufsstellen anzulegen. Hierbei blieb es allerdings bei der Absicht. — Das Wichtigste aber, die Fortbildung und Erziehung der Glasleute, wurde zur Tat. Schon 1830 begann der Unterricht in einer Zeichenschule, die zunächst noch freiwillige Sonntagschule war. Regierung und Herrschaft leisteten Beihilfen für die Befoldung des Lehrers, für die Beleuchtung u. a., soweit dazu die von den Schülern zu entrichtenden Schulgelder nicht ausreichten. Die wertvollste Unterstützung des Preußlerschen Planes war das Angebot der Regierung, einen besonders befähigten jungen Mann zur Vor- und Weiterbildung in das Königliche Gewerbeinstitut in Berlin zu entsenden. Die Wahl fiel auf den Großneffen von Johann Pohl, des erfahrenen und weit berühmten Glasmeisters der Harrachschen Hütte in Neuwelt, der schon drei Jahrzehnte zuvor mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet war. Der junge Franz Pohl hatte bei seinem Großonkel eine vorzügliche Lehrzeit durchgemacht und brachte nicht nur eine gute Vorbildung und viel Talent, sondern auch eine außergewöhnliche Energie mit, Eigenschaften, die ihn in hohem Maße befähigten, dermaleinst dem Schreiberhauer Glasgewerbe einen neuen Aufschwung zu geben. Was Christian Benjamin Preußler erseht und erträumt, was er errechnet und geplant, das zu verwirklichen blieb seinem nachherigen Schwiegersohn Franz Pohl überlassen.

Übergang von Glaswaren von Neuwelt nach Schreiberhau außerordentlich stark war.

In diesen Jahren (1821) traf die Schreiberhauer Glasherstellung ein neuer Schlag: die Hoffnungstaler Hütte brannte nieder. Die Gebrüder Matterede, die auch Erben des früheren Mitbesizers Preller waren, bauten sie wieder auf, Preußler trat von diesem Unternehmen zurück. — Immer wieder bemühte sich Preußler, die Veredlung seines Glases zu heben; so entstand in jenen Jahren eine Glasmalerei auf dem Hüttenhofe im Weißbachtal, der übrigens seit den Zeiten der Vorfahren Bauernhof geblieben war, und um diese Zeit 4 Pferde, 4 Zugochsen und 23 Kühe als Viehbestand hatte. Die Bemühungen Preußlers, auch in der Veredlung die Leistungen der Neuwelter Hütte zu erreichen, kannte naturgemäß auch die Regierung in Liegnitz, die sich nach 1825 abermals mit großer Energie der Glasindustrie zuwandte. Die Not der Spinner und Handweber war noch größer geworden. Da für die schlesischen Gebirgskreise das Spinnen und Weben die Haupterwerbsquelle waren, die Aufträge aber bei weitem nicht hinreichten, um die Bevölkerung satt zu machen — noch war überall Handbetrieb, die Maschine drohte erst —, und da weiter das Jahr 1826 ein besonders schweres Notjahr war, so beschäftigte man sich in der Regierung mehr denn je mit dem Plane, die vorhandenen gesunden Industrien auszubauen. Aus dieser Fürsorge, also mehr im Interesse der Leinen- als der Glasindustrie, forderte die Regierung Christian Benjamin Preußler zu einem eingehenden Bericht darüber auf, wie eine Weiterentwicklung der Schreiberhauer Glasindustrie erreicht werden könne.

Preußlers Bericht ist so aufschlußreich für die damalige Lage der Schreiberhauer Glasindustrie, daß er hier nicht übergangen werden kann, zumal er wertvolle Mitteilungen bringt. Preußler schildert zunächst den schlechten Zustand der Alten Zollstraße, der den Transport von und nach der Hütte erschwert. Der Quarz des Hohen Iserkammes, das wichtigste Rohprodukt, konnte früher unentgeltlich gewonnen werden; jetzt muß man dafür acht gute Groschen an die Herrschaft und noch zwei an den Förster für jede Klafter bezahlen. Die Erzeugnisse der Hütte werden zu festen Preisen nach Stückzahl oder Hüttenhundert an die Händler verkauft. (Ein Hüttenhundert ist eine je nach der Größe wechselnde Menge Hohlglas; es kann also ebenso 12 wie 80 Stücke enthalten.) Die Händler lassen sich die Stücke nach ihren Angaben selbst veredeln oder nehmen es als Rohglas. Sie halten das Glas in ihrem Hause feil oder besuchen Messen und Märkte. Neben den Schreiberhauer Glaswaren verarbeiten und verkaufen sie auch böhmisches Glas. Das unberechtigte Vorurteil gegen das Schreiberhauer Glas zerstreuen die Schreiberhauer Glashändler leider nicht; sie nutzen es vielmehr aus,

straße und der Bastei errichtete Lager nicht ausreichte und abermals die Schreiberhauer Einwohner Quartiere bereitstellen mußten.

Von der Schwarzen Festung aus wurde nun immer wieder der Feind beunruhigt; weit hinein ins Land und in den Rücken der Besatzungsarmee führten diese Züge; am bekanntesten ist jener des Rittmeisters von Hirschfeld, der bis Liegnitz vorstieß. Der erste Lagerkommandant, der übrigens auch die ersten Versprengten kurz vor dem Abmarsch der Bayern nach Schreiberhau geführt hatte, war der Rittmeister Negro. Bereits am Tage nach seiner Ankunft in Schreiberhau mußte er sich vor den Feinden mit seinen Soldaten in die unwegsamen Wälder zurückziehen, so daß die bayerischen Reiter unverrichteter Sache wieder ins Tal zogen. Aber die Jagd auf Negro hatte schließlich doch Erfolg, nicht zuletzt deshalb, weil im Tale genug Verräter saßen. Der größte Teil der Bevölkerung indes, obgleich die Bewohner auch von den Preußen nicht allzu glimpflich behandelt werden konnten — dafür war eben Krieg —, nahm alle Drangsale der Feinde auf sich und gab immer wieder den Preußen heimlichen Unterschlupf. Was machte es schon, wenn man zur Sicherung der Schwarzen Festung selbst zum Schildwachstehen herangezogen oder, wie es dem Müller von Agnetendorf erging, als er das Versteck des Majors von Putzig nicht verraten wollte, mit einem schrecklichen Tod bedroht wurde!

Aber schließlich war den Feinden die Vielzahl der Nadelstiche, die die einzelnen Gruppen der Schwarzen Festung austeilten, doch lästig; wenn sich auch bei den ersten feindlichen Versuchen die Besatzung meist in Sicherheit bringen konnte, so unterlag sie doch schließlich, aber erst zu einer Zeit, als durch die Konvention zu Hassitz (25. 6. 1807) bereits ein Waffenstillstand abgeschlossen war. Die Besetzung des Lagers war also keine Heldentat, auch deshalb nicht, weil zu der Zeit der Besetzung die Mannschaft unter dem Rittmeister von Hirschfeld sich auf jenem Marsch zu dem siegreichen Überfall auf die französische Besatzung von Liegnitz befand und nur ein paar Invaliden sich in der Festung befanden. Da indes dieser Zug nach dem Abschluß des Waffenstillstandes unternommen wurde (wobei nicht geklärt ist, ob der Rittmeister von diesem Abschluß schon Kenntnis hatte), so glaubte sich die feindliche Truppe berechtigt, die in der Schwarzen Festung vorhandenen Waffen und Ausrüstungsstücke wegzunehmen und auf Hirschfeld Jagd zu machen.

Mit der Aufhebung dieses Stützpunktes am Schwarzen Berg war für die Schreiberhauer die Unruhe noch längst nicht beendet. Jetzt setzten sich für einige Wochen die Bayern und Franzosen fest, diese an der Stelle zwischen dem heutigen Lenzheim und der Kirchstraße („Franzosenrand“), jene in der Nähe des Adlerfels.

„Schreiberhau war der am weitesten nach Westen vorgeschobene Punkt, auf dem 1807 die preussische Flagge auch nach dem Friedensschlusse

## Die Schwarze Festung Schreiberhau

In den trüben Jahren nach dem Zusammenbruch des von Friedrich dem Großen so sorgsam und mühevoll aufgebauten preußischen Staates, als die mit den Franzosen verbündeten Bayern und Württemberger zur Niederkämpfung des letzten Widerstandes in Schlesien einrückten, wurde auch unserm Schreiberhau eine zwar nur kleine, aber doch bemerkenswerte Stellung in dem großen Geschehen gegeben. Wir erinnern uns aus unserer Darstellung über die Ereignisse im Siebenjährigen Kriege, daß die durch Schreiberhau marschierenden Truppen dank der strategisch günstigen Lage des Zackenberges hier Quartier bezogen. Hier kreuzten sich in unmittelbarer Nähe der Böhmerweg und die Alte Zollstraße.

Das Jahr 1807 ist in die Kriegsgeschichte als das des Leutnantskrieges eingegangen. Kleine und kleinste Verbände führten im Auftrage des Grafen Göhen Streifzüge und Beunruhigungen durch. Aber die Übermacht der Franzosen, Bayern und Württemberger ließ nennenswerte Erfolge dieser kleinen Gruppen nicht zu, wenn auch aus diesen Tagen manches fröhliche Reiterstückchen bekannt ist. Oft wurden diese Gruppen aufgerieben und versprengt; aber immer wieder fanden sich die Versprengten zusammen, unerschütterlich nahmen sie von neuem ihren Kleinkrieg auf. Einer der Sammelpunkte dieser Unermüdlichen war nun unser Schreiberhau; viele Hundert Soldaten konnten von hier der Hauptmacht des Grafen Göhen wieder zugeführt werden. Zur Sicherung gegen feindliche Angriffe hatte man auf dem Zackenberg Befestigungen geschaffen, die allerdings so klein waren, daß man heute, von der Andeutung eines einstigen Grabens abgesehen, keine Spuren mehr davon vorfindet. Die „Schwarze Festung“, so genannt, weil sie unter dem Schwarzen Berg, auf seinem südlichsten Ausläufer, dem Zackenberg, angelegt war, sollte auch keine Festung in dem üblichen Sinne sein. Immerhin hatte man sie mit zwei kleinen Geschützen ausgestattet, die man der Rüstkammer des Grafen Schaffgotsch entnahm; sie waren längst außer Dienst gestellt und dienten nur zu gelegentlichem Salutschießen bei Jubelfeiern. Hier sollten sie noch einmal wieder ihrer alten Bestimmung zugeführt werden.

Waren schon vorher preußische Soldaten in den Schreiberhauer Häusern aufgenommen, so begann die Einrichtung des Lagers gegen Ende Mai 1807. Der preußische Major von Putlig, einer der eifrigsten Offiziere, führte von hier um diese Lage mehr als 400 Soldaten dem Grafen Göhen nach Glas zu; nach seinem Abmarsch blieben zunächst mehr als 200 Versprengte zurück, wohl Invaliden oder nicht genügend Ausgerüstete. Zu diesen stießen immer wieder neue Männer, so daß das auf der Hochfläche zwischen Dorf-

noch geweht, ohne in Kriegszeiten vom Feinde niedergeholt worden zu sein" — so ist einmal mit Stolz festgestellt. Das war nur möglich, weil die Schreiberhauer willig alle Opfer auf sich nahmen und trotz der Belastungen treu zu ihren Soldaten hielten, zur gleichen Zeit, als die Hirschberger Handelsherren erst unter Druck und dann auch nur gegen höchste Sicherheiten dem Staate das gaben, was er in seiner Not brauchte!

### Fünzig wechselvolle Jahre (1800–1850)

Das neue Jahrhundert brachte zum ersten Male einen Landesfürsten in die Schreiberhauer Täler: Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise besuchten den Rochelfall. Die Zufahrtswege von Petersdorf ab mußten auf obrigkeitliche Anordnung instand gesetzt werden. Einige Jahre später (1804) wurde auch die immer noch fehlende gute Verbindung zwischen Nieder Schreiberhau und Mariental, die Dorfstraße, ausgebaut. Von allen Schreiberhauer Ortsteilen war bis dahin das Mariental der bescheidenste. Nun wurde es „angeschlossen“, ohne sich indes in den nächsten Jahrzehnten stärker zu entwickeln. Diese Entwicklung begann erst mit dem Bau der großen Staatsstraße (1848).

Von den Sorgen, die nach dem Einbruch der „alliierten“ Armee unter Napoleons Bruder Jerome Schreiberhau besielen, ist in einem besonderen Abschnitt erzählt. Die dem Frieden vom 7. Juli 1807 folgenden Notjahre wurden dank dem Opfermut der Schlesier bald überstanden. Die grundlegenden Reformen eines Stein und Scharnhorst machten sich auch im Dorfleben bemerkbar. Die nicht allzu drückenden Verpflichtungen der Grundherrschaft gegenüber fielen nahezu; wie der Bauer, so wurde auch jeder andere Stand frei. Dadurch wurde die Bindung dem Staate gegenüber stärker, und als von Breslau aus zur Befreiung Preußens vom Joch Napoleons aufgefordert wurde, da zeigte sich deutlicher denn je, daß die Schlesier das große Werk ihres ersten preußischen Königs, des großen Friedrich, nicht vergessen hatten. Neben vielen materiellen Opfern, so auch bei den mehrfachen Durchzügen verbündeter Truppen 1813, stellte Schreiberhau viele Freiwillige. Neun Söhne des Ortes starben den Heldentod, viele wurden verwundet.

Die folgenden Jahrzehnte verliefen ruhig für Schreiberhau; an der großen Webernot war man nur mittelbar beteiligt. Immerhin gab es auch in Schreiberhau genug Leute, die in den Wintermonaten, oder weil sie für andere Arbeiten nicht mehr rüstig genug waren, durch Spinnen ihren bescheidenen Lebensunterhalt verdienten. Das Schicksal dieser Schreiber-

hauer war mit dem der Weber eng verknüpft, besonders zu jener Zeit, als die ersten Spinnmaschinen in Schlesiens und Böhmen aufgestellt wurden. Wenn man bedenkt, daß durch die Erbauung der Josephinenhütte das Wirtschaftsleben erneut einen Aufschwung nahm, dann muß es erschüttern, wenn noch in dem Seelenregister von 1848 von 940 Familien beinahe 100 als bettelarme oder notorisch arme Spinnerfamilien aufgeführt werden! Der Bau des Gemeindehauses 1835, in das die Allerärmsten aufgenommen wurden, war eine der Maßnahmen zur Bannung der Spinnernot.

Während auf der einen Seite unter den Spinnern Not herrschte, stieg das Einkommen der Glashändler von Jahr zu Jahr. Auf der einen Seite Entbehrung, auf der andern Seite Überfluß. In diesen Jahren wurde die evangelische Kirchengemeinde durch einen Eiferer des Pietismus geführt, der sich in allem bemühte, das Los der Armen zu mildern, andererseits sich aber auch nicht scheute, sich gegen das oft zur Schau getragene Wohlleben zu wenden. Das führte zu einem Konflikt, in dessen Verlauf dieser Pastor Feldner sein Amt vorübergehend aufgeben mußte und erst am ersten Januarsonntag 1839 wieder eingesetzt wurde, nachdem der König diese Wiedereinsetzung selbst angeordnet hatte. Die Schreiberhauer konnten es nicht verstehen, daß dieser Pastor Feldner sich besonders der geistig und körperlich zurückgebliebenen Kinder annahm und diese in einem Heim sammelte, das später den Namen Rettungshaus erhielt und heute noch als „Anstalt für Geisteschwache“ besteht. „Man solle mit den Geisteschwachen nicht soviel hermachen und sich lieber um die Gesunden kümmern“ — das war der Grundzug des Widerstandes. Möglich auch, daß die Glashändler, die Seele des Widerstandes, eine Beeinträchtigung ihres Geschäftes befürchteten, denn der 1835 gegründete „Verein zur Rettung verwahrloster Kinder im Riesengebirge“ versuchte, einen Teil der nötigen Mittel durch die Einrichtung eines Glasverkaufes zu beschaffen.

In dieser Zeit innerer Spannungen (1835—1840) ging jene kulturelle Umschichtung vor sich, über die noch kurz gesprochen werden muß. Der Riesengebirgler trug bis dahin mit Stolz seine Tracht, sprach seine Sprache. Unter den städtischen Einflüssen, begünstigt durch die vielen Reisen der Glashändler, unterlag man auch in Schreiberhau mehr und mehr der Überfremdung durch die Biedermeierzeit. Ein Kragen war vordem bei den Männern etwas Überflüssiges gewesen; jetzt gehörte es zu einer gewissen Wohlstandigkeit, daß man zu dem langen Rock oder dem Spenzer den großen Biedermeierkragen trug. Sahen irgendwo in Deutschland die Glashändler ein schönes Haubenband, dann brachten sie es Frau oder Tochter mit. Längst hatte sich die bis dahin auf einem begrenzten Raume getragene Haube, eine Unterscheidung zwischen den einzelnen schlesischen Gebieten,

auch in anderen Gebieten, wenn sie der Trägerin gut stand, eingeführt. Deshalb war es in Schreiberhau damals so, daß beinahe jede schlesische Haube hier getragen wurde. Dadurch wurde die Tracht zur Mode, und damit war ihr langsamer Untergang angebahnt.

In das Ende der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fällt jene Unruhewelle, die, von Frankreich ausgehend, ganz Mitteleuropa überflutete. In Schreiberhau hat sie keine Störungen gebracht, während z. B. in Warmbrunn die Bewohner, auch die der Nachbardörfer, die Aufhebung auch der letzten standesherrlichen Belastungen forderten. Aus den damals überall zum Schutze des Staates und zur Aufrechterhaltung der Ordnung gegründeten Bürgerwehren ging das Schreiberhauer „Schützenkorps zur Josephinenhütte“ hervor; die schwarzweißen Farben in Fahne und Schärpe, eine Auszeichnung, erinnern noch heute an jene Bürgerwehr.

In die beiden Jahre 1848/49 fällt auch der Anschluß Schreiberhaus an das große Straßennetz. Als Notstandsarbeit für die hungernden Weber und Spinner wurde die große Straße von Liegnitz nach Böhmen gebaut. Dadurch erhielten die Ortsteile Mariental und Weißbachtal, vor allem auch die neue Josephinenhütte eine gute Fahrverbindung mit der Außenwelt. Das Zackental war nun erschlossen.

### Frantz Pohl baut die Josephinenhütte

Die Vorschläge des Glasmeisters Christian Benjamin Preußler von 1829, in der er vor allem die Weiterbildung der Glasveredler als unerläßliche Voraussetzung für ein Aufblühen der Glasindustrie forderte, führte zu dem schon besprochenen Beschluß der Regierung, einen jungen tüchtigen Glasmacher ausbilden zu lassen. Die Wahl traf den Neuwelter Frantz Pohl, der auf Kosten der Regierung das Gewerbeinstitut in Berlin besuchte. Nach seiner Rückkehr (1835) trat er zunächst wieder in die Dienste seines Großonkels Pohl auf der Neuwelter Hütte. Zwei Jahre danach schickte ihn die Regierung in Liegnitz in die Welt, um die bedeutendsten Glashütten des Kontinents zu besuchen und Anregungen zu sammeln. Nach seiner Rückkehr trat er in die Preußlersche Hütte in Karlstal ein; Preußler übertrug ihm die selbständige Herstellung des Glases, und schon hier hatte Pohl Gelegenheit, mit jenen Versuchen zu beginnen, die ihm später so manche Ehrungen eintrugen. Neben dieser praktischen Tätigkeit hatte er im Schreiberhauer Weißbachtal gleichzeitig mit der Ausbildung der Glasveredler in einer Sonntagschule begonnen, deren Besuch zunächst noch freiwillig war.— Pohl heiratete 1839 die einzige Tochter des alten Preußler. Die „Schreiberhauer

Preußlerhufe“, ein weithin bekanntes Volksfest, erinnert noch heute an diese Eheschließung.

Die Regierung, weiter bestrebt durch Stärkung lebensfähiger Gewerbe einen Ausgleich für die dem Lode geweihte Handspinnerei und -weberei zu suchen, hatte nun den Glasmeister, der ihre Pläne verwirklichen konnte. Den Geldgeber fand sie in dem Grafen Leopold Schaffgotsch, der dem jungen Pohl, der damals 27 Jahre alt war, Mittel und Gelände bereitstellte, um nach seinen Wünschen und Plänen eine neue Hütte zu bauen. Pohl wählte eine Waldwiese am Zaßen oberhalb von Mariental, Reichelts Stiege genannt, und begann in Zusammenarbeit mit dem gräflichen Baumeister Tollberg 1841 mit dem Bau, der nicht nur eine Hütte mit zwei Öfen, sondern auch das durch Wasser betriebene Pochwerk zur Zerkleinerung des Quarzes, eine Schleifmühle, Wohnhäuser, Magazine und anderes umfaßte. Bereits in den ersten Julitagen 1842 konnte einer der Öfen befeuert werden; am 7. Juli wurde der erste Hufen eingesetzt, am Tage danach mit dem Blasen begonnen. Mit neun Glasmachern fing Pohl an, fünf davon waren noch Böhmen. Von den rund hundert Glaschleifern waren dagegen nur sieben von der anderen Seite der Grenze. Zusammen waren es über 150 Personen, mit denen die neue Hütte ihre Arbeit aufnahm.

Der Schwiegervater Preußler betrieb vorerst seine Karlsruher Hütte weiter; aber bereits 1843 pachtete Graf Leopold Schaffgotsch diese Hütte. Die Zahl der Arbeitskräfte nahm von Jahr zu Jahr zu; 1846 zählte die Josephinenhütte, nach der Gattin des Grafen so benannt, bereits 22 Glasmacher, von denen nun nur noch vier aus Böhmen stammten.

Die Schaffenskraft des jungen Pohl fand ihre erste große Anerkennung, als es ihm gelang, das seit dem Verfall der venetianischen Glaskunst vergebene Geheimnis des Netzglases (retikuliertes Glas) in lohnenden Versuchen wieder zu finden. Die 800 Taler, die ihm der Verein zur Förderung des Gewerbesleißes in Preußen zuerkannte, gab er seinem Helfer, dem Glasmacher Alwin Seidel. Auch einem anderen venetianischen Geheimnis kam er auf die Spur; das Millefioriglas entstand unter seinen geschickten Händen wieder.

Gelang es Pohl so, dank seiner tätigen Mithilfe, die Glasmacherkunst auf eine bis dahin in Deutschland unbekannte Höhe zu bringen, so mußte es ihm auch gelingen, die Glasveredler zu erziehen. Noch immer war es so, wie ein halbes Jahrhundert zuvor, daß die Glaschleifer die edle Linie des Glases durch ihren Schnitt und Schliff oft unkenntlich machten. Hier griff Pohl mit harter Hand ein. Er erzwang durch scharfe Maßnahmen, daß die Glaschleiferlehrlinge regelmäßig die Zeichenstunden besuchten; es sollte in Zukunft nicht mehr so sein, daß die „sogenannten Glasveredler den Glas-

handel mit dem ordinären Topfhandel gleichstellen“. Und der Erfolg dieser Strenge zeigte sich: auf der Londoner Weltausstellung 1852 fanden die Gläser der Josephinenhütte eine derartige Beachtung, daß die Bestellungen beinahe die Leistungsfähigkeit der Werke überstiegen.

Die Erfahrungen bei dieser Weltausstellung veranlaßten Pohl, zu der Schnitt- und Schleifveredlung auch die Malerei mehr als bisher zu pflegen. Schon sehr bald waren die Leistungen der Böhmen und der Franzosen erreicht, ja überflügelt. Pohl zog die besten Glasmaler der böhmischen Hüttenorte an sein Werk, und diese wurden Lehrmeister der Schreiberhauer. — Immer größer wurde die Anforderung, so daß die Josephinenhütte und Karlstal mit ihren drei Öfen das notwendige Rohglas nicht mehr erzeugen konnten. Es wurde deshalb ein dritter Ofen in der Josephinenhütte erbaut. Fast 500 Glasleute waren zu Ende der fünfziger Jahre bereits beschäftigt. Zu einer Vorratserzeugung konnte es bei der großen Nachfrage nicht kommen. (Die Tatsache, daß die Josephinenhütte bis heute noch keine Stapelwaren erzeugt, mag sich aus dieser traditionellen Entwicklung erklären.)

Auch das Glas unterliegt der Mode, und so kam es, daß kaum ein Vierteljahrhundert nach der Gründung der Hütte die Glasmalerei im Vordergrund der Veredlung stand. Überall im Orte entstanden Glasmalereien, von selbständigen Meistern geleitet. Die Pariser Weltausstellung 1867 brachte Pohl und seinem Werke neuen Ruhm. In diesen Jahren übernahm Graf Schaffgotsch auch die Hoffnungstaler Hütte, die vornehmlich gutes Gebrauchsglas herstellte. Indes wurde der Betrieb 1868 hier für immer eingestellt. Die Transportschwierigkeiten waren größer als der Nutzen ihrer Betriebshaltung.

Die Zeit der Gründerjahre ging auch an der Josephinenhütte nicht spurlos vorüber. Brachte das Jahr 1872 einen Hochstand der Erzeugung und des Absatzes, so ging infolge der Marktveränderung bis zum Jahre 1879 der Umsatz mehr und mehr zurück. England, eines der bedeutendsten Absatzgebiete der Josephinenhütter Erzeugnisse, hatte sich in der Erzeugung des Edelglases auf eigene Füße gestellt. Selbst Schreiberhauer Glasleute hatten es nicht verschmäht, ihre Arbeitsstelle mit der eines englischen Werkes zu vertauschen! Dennoch zählte die Hütte 1881 noch mehr als 400 Glasleute.

Der gewaltige Aufschwung der Schreiberhauer Glasindustrie war ausschließlich ein Verdienst des ersten Schreiberhauer Pohl. Dieser Aufschwung konnte nur einem Manne gelingen, der Führer im besten Sinne des Wortes war. Zwar waren schon vor ihm die bedeutendsten Schreiberhauer Preußler, dank den Freiheiten, deren sie sich jahrhundertlang erfreuen konnten, selbständige Schöpfer und Herren. Aber ihre Stellung mehr war eine patriarchalische, während Franz Pohl mit größter Unerbittlichkeit das durchführte, was er

für richtig erkannt hatte und was seinem Werk, das mehr als jedes andere der Allgemeinheit diene, nottat. Bei dieser Auffassung schreckte er auch nicht vor Widerständen zurück; er wußte sie rechtzeitig zu brechen. Wenn er sich den Bestrebungen, in Schreiberhau den Fremdenverkehr zu fördern, nicht nur nicht angeschlossen, sondern diesen ablehnend gegenüberstand, so muß man das aus seiner Sorge um die Weiterentwicklung seiner Hütte verstehen. Während er bemüht war, seine Glasleute zu immer höheren künstlerischen Leistungen zu erziehen, mußte ihn die durch die Förderung des Großstadtbefuches drohende Überfremdung beunruhigen, weil er für seine Ziele untaugliche Ablenkungen befürchtete. Aber die Zeit schritt über seinen Widerstand hinweg. Auch, daß er die von seinem Gegenspieler, dem Schreiberhauer Lehrer Winkler, geplanten fortschrittlichen Bestrebungen ablehnte, muß man sich aus dieser Einstellung erklären. — Pohl stand dem Schreiberhauer Leben keineswegs feindlich gegenüber. Im Gegenteil! Die Gründung des Turnvereins — er war selbst in seiner Berliner Zeit Jahn-Schüler gewesen —, des Schützenkorps und der Feuerwehr war sein Werk. Er schuf für seine Werksangehörigen eine Pensionskasse, nahm sich tatkräftig aller Vorhaben zur Bekämpfung der Berufskrankheiten an und sorgte für eine angemessene Entlohnung. Dieses und vieles andere zeugt für die weitsichtige, auf das Wohl des Glasfachleute gerichtete Einstellung.

Mit der Josephinenhütte hat sich Franz Pohl ein Denkmal gesetzt. Dieses Denkmal kann auch dadurch nicht entweiht werden, daß Pohl 1884 sein Leben selbst beendete. Er bleibt dennoch der große Schreiberhauer!

### Schreiberhau wird Fremdenverkehrsort

Während der Beginn eines Kurbetriebes erst mit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts anzusehen ist, ist der Schreiberhauer Fremdenverkehr erheblich älter. Bereits in dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gab es in Schreiberhau Fremdenführer, deren bedeutendster, Zeidler, sogar eine gewisse Berühmtheit erlangte; er war der erste Schreiberhauer, von dem ein Bild in der Zeitung abgedruckt war. Viele Jahrzehnte trugen diese Führer einen einheitlichen Anzug; die Kennnummer, die heute noch die Schreiberhauer Hörnerschlittenführer an der Mütze tragen müssen, stammt aus jenen Jahren.

Man kam um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und in den folgenden Jahrzehnten nicht nach Schreiberhau, um sich an den landschaftlichen Schönheiten des Dorfbildes zu erfreuen; vielmehr boten die Naturmerkwürdigkeiten in der Nachbarschaft die Anziehung, wie man ja auch vorher und nachher nur solcher „Merkwürdigkeit“ wegen die Koppe bestieg.

In der Schreiberhauer Gebirgsseite gab es eine Menge solcher Merkwürdigkeiten, und in allen zeitgenössischen Reiseschilderungen sind sie der Reihe nach aufgezählt und beschrieben: das Vitriolwerk, der Kochelfall, der Zackelfall, die Schneeegruben, die Elbquelle. Hin und wieder trifft man in diesen Schilderungen auch einige örtliche Sehenswürdigkeiten, so den Kroahübel mit seinen „Opfersteinen“ (heute der Adlerfels), die Zuckerschale, den Rabenstein und den Hohlen Stein. Mühsam war der Weg zu den lohnenden Zielen; erst als der Vitriolwerksbesitzer Preller einen Weg zum Kochelfall mit Ruhebänken und Schußstangen gebaut hatte, war es auch den bequemeren Warmbrunner Badegästen möglich, zum Kochelfall zu kommen. Von hier ging es über die Kochelhäuser und die Brände, vorbei am „Großen Hause“ (der heutigen Heinzelbaude) zum Zackelfall. Der Verkehr war 1827 hier bereits so stark, daß es sich lohnte, einen Erfrischungsstand zu errichten. Vorher schon war die Zackelklamm erschlossen. Allerdings nicht der Reisenden wegen. Zur Erleichterung der Holzflößerei hatte man in der Klamm Stege und, damit man in die Klamm hinein konnte, große Leitern gebaut. Auf diesen Leitern stieg man in die Klamm hinein, wo ein Hornist bereits auf die Gäste wartete. Er saß im sogenannten Goldloch und versuchte das Rauschen des Falles durch „schaurige“ Musik zu übertönen. Nach diesem fragwürdigen Genuß zog der Wanderer dann auf schmalem Pfade bergwärts; in der Neuen Schlesiſchen Baude, die sich in bescheidenem Rahmen von Jahr zu Jahr mehr auf den Gästeverkehr einstellte, labte man sich an Milch und Koppenkäse. Und weiter ging es zur Quelle der Elbe, wo man sich philosophischen Betrachtungen hingab, den jungen Bachlauf übersprang, um später daheim mit dem Überspringen der Elbe scherzen zu können. Den gewaltigsten Eindruck hinterließ bei allen Gebirgsbesuchern jener Jahrzehnte aber immer der Besuch der Schneeegruben. Auch hier hatte sich schon sehr früh die Errichtung einer Erfrischungsstation notwendig gemacht. Die „Blasse“, eine Frau aus Kochliß, hielt hier Ziegenmilch, Kaffee und Breslauer „Liqueur“ feil. Der mitgenommene Führer rollte von den Schneeegrubenrändern schwere Steine in die Tiefe, und der Wanderer erfreute sich an dem Herabstürzen und Aufschlagen. Hierbei fand 1825 ein Führer den Tod. Später, nach dem Bau der ersten Schneeegrubenbaude, nachdem der Baudenplan von allen Steinen frei war, ersetzte der rührige Wirt dieses Steinrollen durch Böllerschüsse. — Setzte man die Rammwanderung nicht fort, so stieg man zur nächsten Herberge, der Alten Schlesiſchen (Hallmann-) Baude ab, die seit fast zwei Jahrhunderten bereits Einkehrstätte war. Von hier ging es dann wieder talwärts.

Da die „Führerstation“ sich am Vitriolwerk befand, die Führer auch oft schon brieflich beim Schreiberhauer Scholzen bestellt waren, so berührten die Wanderer das eigentliche Ortsbild nur selten, es sei denn, wie es Theodor

Körner 1809 tat, daß der Anmarsch von Glinsberg aus genommen wurde. Die Schreiberhauer Gasthäuser, abgesehen von dem Kretscham in Nieder Schreiberhau, waren für die Aufnahme von verwöhnten Nachtgästen nicht eingerichtet. So kommt es, daß die Wanderer, die vordem in Glinsberg oder Warmbrunn in Häusern genächtigt hatten, die für die Aufnahme von Gästen besonders geschaffen waren, in ihren Reiseberichten oft über die mangelhafte und teure Unterkunft in den Schreiberhauer Gaststätten klagten. Hin und wieder findet man indes auch Lobesworte, so über die guten Forellen und den starken Ebereschenschnaps im Kretscham. Noch mehr lobten die Reisenden die Gastlichkeit der Schreiberhauer kleinen Leute; traten sie irgendwo einmal ein, so wurde ihnen eine Erfrischung angeboten und eine Bezahlung dafür abgelehnt. Jeder dieser Schilderer rühmt dazu die saubere Einrichtung der Häuser und Wohnungen und die bescheidene Haltung der Bewohner. Ein einziges Mal nur wird uns aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts über das Betteln der Schreiberhauer Kinder berichtet; durch viele andere Beispiele, die uns Reisende aus den gleichen Jahren erzählen und die gerade die Bescheidenheit der Kinder bezeugen, wird die Darstellung dieses amerikanischen Ministers Adams von 1800 aber widerlegt.

Während sich also, wie gesagt, im Ortsbilde selbst der Fremdenverkehr nicht merklich äußerte, wurde er auf den Bergkuppen und an den „Merkmündigkeiten“ immer stärker, so daß sich die Herrschaft Schaffgotsch veranlaßt sah, an den Schneeegrubenträndern und auf dem Hochstein, der besonders gern von Glinsberger Badegästen aufgesucht wurde, Einkehrstätten mit Übernachtungsmöglichkeiten zu schaffen. So entstanden 1837 neben den alten Wirtschaftsbauden im Schreiberhauer Gebiet Gaststätten, die ausschließlich dem Fremdenverkehr dienten. „Trink-, Spiel- und Tanzgelage“ für die Bewohner der Umgebung waren verboten, nur dem Gebirgsreisenden sollten diese Einkehrhäuser dienen.

Mit dem Bau der Josephinenhütte wurde auch diese zu einer Sehenswürdigkeit; die Besuche des preußischen Königs, in dessen Begleitung sich auch einmal der bekannte Naturforscher Alexander von Humboldt befand, wirkten für dieses neue Schreiberhauer Ziel werbend. Als dann in den Jahren 1848 und 1849 die große Zackenstraße gebaut wurde, da wurde die Josephinenhütte gradezu zu einem Mittelpunkt des Verkehrs, wie überhaupt von diesem Augenblick an mehr als bisher der eigentliche Ort an der Entwicklung des Fremdenverkehrs beteiligt wurde.

## Die Schreiberhauer Glasindustrie nach dem Tode des älteren Pohl

Das tragische Ende des ersten Pohl 1884 mußte die Josephinenhütte in eine schwierige Lage bringen, da alles, Fabrikation und Vertrieb, auf einen Mann abgestellt war. Indes gelang es, die Schwierigkeiten, die auch geldlicher Art waren, durch weitgehende Maßnahmen der Schaffgotschschen Verwaltung und die Unermüdlichkeit der engsten Mitarbeiter Pohls zu überwinden. Der vom alten Pohl vorgezeichnete Weg wurde weiter beschritten. Sein Sohn, der jüngere Franz, übernahm die Leitung. Ihm ist es zu verdanken, daß es als Folge der durch den Tod seines Vaters entstandenen Krise nicht zu einer Einstellung des Hüttenbetriebes kam. Noch 1888 wurde diese Einstellung ernstlich erwogen.

Nur eine kurze Zeit war es dem jungen Pohl beschieden, die Hütte zu führen. Er starb bereits 1896. Vom Vater hatte er die Freude an der Weiterentwicklung der Glastechnik geerbt; die Herstellung des massiven Kupferrubins ist nicht zuletzt ihm zu verdanken. Die alte Karlsruher Hütte verkaufte er 1890 der Herrschaft Schaffgotsch. Damit war das Ende dieser alten Hütte gekommen.

Unter den folgenden Leitern der Josephinenhütte mußte sich der Betrieb mehr und mehr den technischen Fortschritten und der Mode anpassen. Schon bald nach dem Bau der Josephinenhütte übernahm diese nach und nach den Glashandel, der zwei Jahrhunderte lang selbständiges Gewerbe war. Die Errichtung einer ständigen Musterschau in Leipzig und die Schaffung einer eigenen Vertriebsabteilung machten die Glashändler überflüssig. — Wurde vordem das wichtigste Rohmaterial, der Quarz, in Einfuhren vom Hohen Oserkamm heruntergeholt und im Pochwerk der Hütte zerkleinert, so bezog man nach der Angliederung Schreiberhaus an den Bahnverkehr den Quarzsand, von der Natur schon gebrauchsfertig geschaffen, aus der Lausitz. Die Holzfeuerung wurde nach und nach durch die Koblengaserhitzung ersetzt. Die Glasmaler, vierzig Jahre lang die Masse der Veredler, wurden wieder durch die Glasschleifer abgelöst, und heute ist die Glasmalerei, sicherlich nur vorübergehend, zu einem unbedeutenden Arbeitszweig der Hütte herabgesunken. Um die Jahrhundertwende arbeiteten noch sechs Werkstätten mit fast hundert Glasmalern für die Josephinenhütte; 1939 besteht nur die kleine Malerei im Hüttengelände mit 5 Glasmalern. Auch die Zahl der Glasgraveure, niemals eine große Zunft, da die Art der Arbeit bei jedem Ausübenden künstlerische Anlagen voraussetzt, ist erheblich zurückgegangen. Waren 1900 noch 15 Männer in diesem Veredelungszweig beschäftigt, so sind es heute nur noch 6. — Um so stärker hat sich der Stand der Glas-

schleifer vermehrt. Aber auch bei ihnen hat sich die Betriebsform völlig geändert. Ehedem, noch bis vor anderthalb Jahrzehnten, werkten in mehr als zwanzig Schleifen an den Bachläufen in allen Ortsteilen die Schleifer; das Rohglas wurde in Tragen von der Hütte geholt und nach der Veredlung zurückgetragen. Begreiflich, daß diese Arbeitsform im Zeitalter des Tempos einer Umgestaltung bedurfte. Heute befinden sich, abgesehen von einigen kleinen selbständigen Meistern, die für den sofortigen Verkauf an Gäste arbeiten, Meister und Gesellen in großen Schleifräumen auf dem Hüttengelände. Die Hütte wurde dadurch zum rationell arbeitenden Fabrikbetrieb, zum Schaden des Landschaftsbildes, das einst durch die kleinen fleißigen Schleifen am freundlichen Bach angenehm belebt wurde.

Namen nach dem Tode des älteren Pohl auch Jahre für die Hütte, die man besorgt als Anzeichen eines Niederganges der künstlerischen Entwicklung ansah, so ist im ganzen doch die Linie gehalten: Josephinenhütter Glas hat sich bis heute seinen Weltruf erhalten. Nicht zuletzt ist dieser Ruf den Männern zu danken, die zur rechten Zeit von der Hüttenleitung herangezogen wurden, um Berater und Gestalter zu werden. Von der großen Weltausstellung in Paris 1900 bis zu der am gleichen Ort 1938, immer standen die Erzeugnisse der Schreiberhauer Josephinenhütte in der ersten Linie.

In den Wahnjahren der Geldentwertung lief die Josephinenhütte Gefahr ihren berühmten Namen zu verlieren; aus dem einstigen Familienbesitz wurde die Hütte in eine Gesellschaft überführt, zu der auch die Unternehmungen Heckert in Petersdorf und Neumann und Staebe in Hermendorf gehörten. Die neue Gesellschaft nannte sich, eine Folge der Kürzungsmode, „Jo-he-ky“. Glücklicherweise sah man sehr schnell ein, daß es immer noch besser ist, „Josephinenhütter Glas“ in die Welt zu schicken, als „Joheky-Gläser“, und so wurde das Unternehmen wieder zur Josephinenhütte, zu dem nunmehr auch die Hermendorfer und Petersdorfer Werke gehörten. Kriegs- und Nachkriegsjahre haben der Josephinenhütte manches wechselvolle Schicksal gebracht; mehr als einmal wurde das Feuer unter den Öfen gelöscht oder verkürzt gearbeitet; mehr als einmal fehlte es an Arbeit für die vielen Radstühle. Erst unter der kraftvollen Wirtschaftsleitung Adolf Hitlers begann wieder ein Aufschwung. Beim Abschluß dieses Hefes der Heimatblätter (1939) reichen Öfen und Schleifbänke kaum aus, um den Bedarf decken zu können. Dabei steht das Josephinenhütter Glas nach wie vor an der Spitze aller deutschen Glaserzeugnisse!

## Von der „Schnellajähre“ zur Sudetenpost

Die weltabgeschiedene Lage des Schreiberhauer Tales wurde dadurch nie allzusehr fühlbar, daß schon seit frühen Zeiten ein lebhafter Verkehr mit der Außenwelt bestand. Die industriellen Anlagen und der ausgedehnte Glashandel, der die Schreiberhauer Fuhrwerke bis ans Meer brachte, stellte die Verbindung her. Bauern und viele der Gärtner hatten Fuhrwerke, so daß es nicht allzu schwer war, trotz der wenig guten Wege, zur Stadt und wieder zurückzukommen. Außerdem bestand vom Anfang des 19. Jahrhunderts ab eine regelmäßige Fahrverbindung von Nieder Schreiberhau nach Hirschberg, die zunächst nur einmal in der Woche, dann auch öfter fuhr. Das war die „Schnellajähre“ (Journaliere), wie der Volksmund dieses Gefährts nannte. — Den Anschluß an die große Welt brachte aber erst das Jahr 1865, als der Bahnhof Reibnitz der Gebirgsbahn Görlitz—Hirschberg fertiggestellt wurde. Um diese Bahn ist erbittert gekämpft worden. Seit 1852 bemühte man sich um die Einbeziehung des Hirschberger Tales in das Schienennetz. Der Staat lehnte den Bau ab, weil diese Bahn nur örtliche Bedeutung habe. Erst 1853 wurde die Genehmigung erteilt, aber jeder staatliche Zuschuß versagt. Als dann 1861 der schlesische Oberpräsident Erwägungen anstellte, welche der vier geplanten schlesischen Eisenbahnen die wichtigste sei, setzten sich der Hirschberger Kreis, Handelskammer, Behörden und Private noch einmal mit allen Beweismitteln für die Gebirgsbahn ein. Dabei wurde wieder die verzweifelte Lage der Spinner und Weber und die Notwendigkeit der Schaffung neuer Industrien geschildert. Schließlich hatten die staatlichen Stellen ein Einsehen und ein entsprechendes Gesetz wurde 1862 beschlossen.

Langsam schob sich die Schiene nun gegen das Hirschberger Tal vor. An den großen Bahnhofsgebäuden von Altkemnitz und Reibnitz, zu groß für die heutige Bedeutung dieser Orte, erkennt man noch, welche Bedeutung diese Bahnhöfe als einstige Kopfstationen hatten. In den Jahren bis zur Fertigstellung der Bahn blühte das Fuhrwesen noch einmal stark auf; besonders Reibnitz hatte noch Jahrzehnte seine Vorteile, da von hier aus bis 1891 zunächst einmal, dann zweimal in beiden Richtungen eine regelmäßige Postlinie nach Schreiberhau führte. — Um die Linienführung durch das Hirschberger Tal ist viel gestritten worden; der Widerstand des Hauses Schaffgotsch verhinderte es, daß die Bahn über Bad Warmbrunn geführt wurde.

Im Jahre 1868 wurde auch der Bahnan Anschluß von Freiburg nach Hirschberg fertiggestellt; nunmehr konnte man sowohl von Dresden und Berlin als auch von Breslau bis an den Gebirgsrand herankommen. Wer vom Westen kam, fuhr bis Reibnitz, wer vom Osten kam, bis Hirschberg, um dann

Lebens die Strecke von Ober Schreiberhau bis Grünthal in Betrieb genommen. — Die Österreicher bauten zu gleicher Zeit die Zahnradbahn von Lannwald nach Grünthal. Die großen Hoffnungen, die man an die Schaffung der neuen Verbindung zwischen Schlesien und Böhmen geknüpft hatte, erfüllten sich hinsichtlich des Güterverkehrs nicht. Um so stärker aber entwickelte sich der Personenverkehr, so daß die Bahnverwaltung, zunächst die preußische, dann die Reichsbahnverwaltung, dieser Linie immer ihre besondere Aufmerksamkeit widmete. Eine der ersten Linien, die vom Dampf auf den Leitungsstrom umgestellt werden sollten, war diese; der Krieg verhinderte die Ausführung. Erst Jahre später konnten die einst für Kriegszwecke wieder heruntergenommenen Kupferleitungen wieder gespannt werden. Schmucke Bahnhöfe im Schreiberhauer Ortsbild und der neueste Wagenpark bekonen am deutlichsten, welche Sorgfalt die Deutsche Reichsbahn gerade unserer Strecke zuwendet.

Zu derselben Zeit, als die Schnellajäre die Schreiberhauer nach Hirschberg brachte, bestand auch schon ein regelmäßiger Postdienst. Das Postamt, wenn man diese neuzeitliche Bezeichnung dafür wählen will, war in Hirschberg. Bis hierher ließen die Glasmeister, ließ der Bitriolpreller die Post durch eigene Boten bringen oder von dort holen. Aber schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde diese Gelegenheitsbeförderung durch eine regelmäßige Zustellung verbessert. Zuerst einmal, dann zweimal und seit 1839 dreimal in der Woche kam der Postwagen von Hirschberg, ein einfacher Planwagen. Der Führer dieses Wagens war der erste Briefausträger; meist kam er nur bis zum Kretscham, von wo die eingegangenen Briefe in den folgenden Tagen bei Gelegenheit die Empfänger erreichten. Das Einsammeln der abgehenden nahm auf seinen Amtsgängen der Gemeindebote vor. In späterer Zeit, wohl weil nicht alle eingegangenen Briefe den Empfänger erreichten, brachte der Postbote die Briefe selbst in die Häuser; zuletzt hören wir von einem Postbotenehepaar, das sich in diese Arbeit teilte. — Später (bis 1862) wurden im ehemaligen Bitriolwerk Posträume eingerichtet, eine sogenannte Post-Expedition, wie sich gleiche Einrichtungen im Hirschberger Kreise in Schmiedeberg, Erdmannsdorf, Hermisdorf und Warmbrunn befanden. Die zweite Postexpedition im Schreiberhauer Gebiet fand ihren Platz im Ortsteil Mariental; die Gaststätte „Postschänke“ neben der heutigen Hauptpost war das Postgebäude. Von hier fuhren nach dem Bau der Gebirgsbahn die ersten Postkutschen nach Reibnitz.

Wenige Jahre später wechselte die Post abermals ihre Diensträume; sie wurden in das Nebenhaus des Gasthofs „Zumackenfall“ verlegt, wo sie bis 1886 verblieben. Von diesem Jahre ab finden wir die Postleute wieder im Mittelpunkt des Marientales, im Hause des heutigen Cafés Zumpe.

von diesen Stationen zu Fuß oder mit den Fahrgelegenheiten nach Schreiberhau zu gelangen. — Es dauerte einige Jahrzehnte, bis man mit dem Bau der Stichbahnen begann. Nach Fertigstellung der Bahn nach Petersdorf (1891) verlor Reibnitz seine Bedeutung. Nun war Petersdorf der Bahnhof für Schreiberhau. Die Gaststätten dieses Dorfes und besonders die am ehemaligen Vitriolwerk blühten auf. Zweimal täglich kam die Personenpost von Petersdorf herauf, daneben aber auch die vielen Fahrzeuge der Fuhrhalter; selbst betriebsame Schreiberhauer Gaststätten richteten sich eigene Verbindungen ein. Es war ein lebhaftes Treiben auf der Zackenstraße!

Aber der immer stärker werdende Fremdenverkehr führte schon 1893 dazu, Pläne für eine Bahn nach Schreiberhau zu schaffen. (Schon 1884 trug man sich auf österreichischer Seite mit dem Gedanken, eine Bahn von Hirschberg nach Rochlitz zu bauen. Entwürfe und Kostenanschläge waren fertiggestellt, nur die Geldgeber fehlten.) — Die Baukosten für die Schreiberhauer Bahn wurden 1897 bewilligt. So leicht die Bewilligung gefallen sein mag, so schwer war es den Technikern, die geeignetste Linienführung zu ermitteln. Drei Pläne waren in Arbeit, jeder hatte in Schreiberhau seine Befürworter und jeder seine Gegner. Die eine Linie sollte am Hohen Uferhang, etwa in der Höhe des Oberweges und der Alten Zollstraße entlangführen; die untere Strecke sollte über die Zuckerschale und den Zackenberg, weiter an der Südseite des Eulensteines ihre Schienen ziehen. Im heutigen Kurpark wäre dann der Hauptbahnhof Schreiberhau entstanden. Die dritte, die mittlere Strecke, entspricht mit ihren vielen Kehren ungefähr der heutigen Bahnlinie. Man wird es verstehen, daß jeder Schreiberhauer, der an Gäste vermietete, die Bahn möglichst an sein Haus herangeleitet haben wollte. Als dem nicht entsprochen wurde und nicht entsprochen werden konnte, setzten die üblichen Widerstände ein, die schließlich durch Zwangsenteignungen, wenn es nicht anders ging, gebrochen wurden.

Im Frühjahr 1900 wurde mit dem Bau begonnen; Schreiberhau wurde international. Nie wieder hat man hier so viele Ausländer auf einmal gesehen wie in den Baujahren: Tschechen, Kroaten und Polen belebten zwei Jahre lang als Bauarbeiter das Schreiberhauer Tal. Im Zeitalter der Reichsautobahnen sind vielleicht die bewegten Bodenmassen (rund  $1\frac{1}{4}$  Millionen Kubikmeter) nicht viel; aber damals gab es noch keine Hilfsmaschinen wie heute; alles mußte geschaufelt, mit der Hand gebohrt und gesprengt werden. Aber schließlich lag die Trasse bis Schreiberhau, und am 25. Juni 1902 konnte mit großen Feierlichkeiten die Strecke bis zum heutigen Bahnhof Ober-Schreiberhau eingeweiht werden. — Ein Vierteljahr später, am 1. Oktober 1902, wurde in Anwesenheit des damaligen Eisenbahnministers, des Oberpräsidenten und vieler anderer bedeutender Personen des öffentlichen

Zwanzig Jahre lang war dieses Haus das Schreiberhauer Postamt. Inzwischen war aber der Verkehr so stark geworden, daß sich auch durch Ausbauten kein weiterer Platz schaffen ließ. Deshalb wurde 1906 gegenüber dem alten ein neues Postamt errichtet, dessen Gebäude zunächst noch für fünf Jahre im Privatbesitz war, dann aber von der Reichspostverwaltung gekauft wurde; es ist das auch heute noch als Postamt benutzte Gebäude in der Wilhelmstraße.

Mit dem Anwachsen des Verkehrs entstanden im Laufe der Jahrzehnte Zweigstellen in den verschiedenen Ortsteilen. Eine lange Zeit führten das Postamt und die Zweigstellen Nummernbezeichnungen, so das Postamt im Mariental die Bezeichnung „Schreiberhau I“.

Bis zum Bau der Bahn war die Personenbeförderung eine wichtige Aufgabe der Post. Nach und von Schreiberhau fuhren, wie wir schon hörten, bis 1891 die Reibniger Postkutschen. Postwagen nahmen einen großen Teil des Personenverkehrs von Petersdorf nach Schreiberhau auf (1891—1902). Auch die „böhmische“ Postlinie von Schreiberhau nach Neuwelt wurde von dem Postamt Schreiberhau betrieben; der Bahnbau nach Grünthal machte dieser Linie ein Ende. — Zwanzig Jahre später nahm die Schreiberhauer Post die Personenbeförderung abermals auf, dieses Mal mit Kraftwagen. Vorher hatte schon eine „Kraftverkehrsgesellschaft Riesengebirge“ einen regelmäßigen Linienbetrieb im Sommer durchgeführt. Im Sommer 1922 fuhren zum ersten Male die gelben Postwagen; zu der regelmäßigen Linie nach Krummhübel—Brückenberg traten sogenannte Sonderposten, die bis 1937 dem Ausflugsverkehr dienten. Seit 1927 bestand in Schreiberhau eine gleiche private Einrichtung, deren erster Wagen „die grüne Minna“ das erste Fahrzeug Deutschlands dieser Art war, das Langstreckenfahrten durchführte.

Im Sommer 1938, nachdem im Herbst zuvor der erste Teil der Sudetenstraße fertiggestellt war, richtete die Reichspost eine neue Verkehrslinie nach Bad Glinsberg ein. Gleichzeitig wurde die Sudetenpost geschaffen, eine Eilinie, die in Görlich beginnt und bis nach Blas führt. Eine gleiche Linie richtete die Deutsche Reichsbahn ein. Als die Einkreisungsbestrebungen der Westmächte 1937 ihren Ausdruck in der Stärkung des Widerstandes der Tschechoslowakei fanden und die Reichsregierung Sicherungsmaßnahmen im Westen des Reiches treffen mußte, wurden diese Eillinien eingestellt, um die Wagen für wichtigere Aufgaben einzusetzen. — Aber bereits 1939 wurde der Verkehr verstärkt wieder aufgenommen; drei Linien (nach Krummhübel, Glinsberg und Witkowitz) verbinden nunmehr Schreiberhau mit den Nachbarorten.

## Die Entwicklung des Schulwesens

Zu den ersten Regierungsmaßnahmen Friedrichs des Großen gehörte auch die Einführung eines geregelten Schulganges. Das 1763 erlassene Land-Schulreglement bildete viele Jahrzehnte die Grundlage für den Schulbetrieb in Schlesien. In diesem Reglement war die Schulpflicht vom 5. bis zum 14. Jahre festgesetzt. Kein Kind durfte aus der Schule entlassen werden, das nicht fertig lesen und schreiben konnte. — Es hat lange gedauert, bis der größte Teil der Schreiberhauer es soweit gebracht hatte, um Gedrucktes lesen und den eigenen Namen schreiben zu können. Um 1780 unterzeichnete mehr als die Hälfte der Schreiberhauer Männer Urkunden noch immer mit den drei Kreuzen, die einst die Unterschrift ersetzten.

Die Schulhalter, wie man noch bis ins 19. Jahrhundert hinein die Lehrer nannte, hatten es in der vorpreussischen Zeit besonders schwer. Sie übten meist ein Handwerk aus und konnten nur so nebenbei das Wissen vermitteln, das sie selbst besaßen. Selten gab es auf den Dörfern schon Schulräume. Der Unterricht wurde bald in diesem Hause, bald in jenem erteilt, wo gerade Platz war und der Hausbesitzer seine große Stube frei hatte. Ein Schulzwang bestand nicht, und nur wenige Eltern verstanden den Segen einer Schulausbildung. Darum waren die Lehrer, wenn ihr Hauptberuf sie nicht ernährte, oft auf die Güte und Milde der Dorfbewohner angewiesen. Sie ließen sich auch nur in solchen Dörfern nieder, in denen sie durch eine größere Schülerzahl ihr Auskommen zu finden hofften.

Unser Schreiberhau war nun ein solcher Ort und hatte auch verständige Eltern genug. Schon sehr früh kamen deshalb Lehrer hierher. Der erste, dessen Namen wir kennen, war Leopold Jerian, der von 1711 ab im Niederdorf Unterricht erteilte. Aus seiner Amtszeit ist uns auch der Name eines anderen Lehrers bekannt, der im „Großen Hause“ (Heinzelbaude) in einer Dachkammer die Kinder um sich sammelte. Er hieß George Liebig.

Als Friedrich der Große in Schlesien einrückte, hatte Schreiberhau schon zwei Lehrer: der eine war der genannte Jerian, der andere Heinecke aus Grossen. Jerian war katholisch, Heinecke, der im Weißbachtal ein Häuschen hatte (der heutige Kindergarten), war evangelisch. Jerian war zugleich Küster am Marienkirchlein. In den ersten Jahren unter preussischer Herrschaft blieb zunächst alles beim alten; der alte Jerian unterrichtete im Niederdorf, Heinecke im Weißbachtal. Aber bereits 1742 gab es auch im Niederdorf eine evangelische Schule, die zunächst noch Wanderschule war. Erst 1750 wurde das erste Schulgebäude bezogen; es war das 1742 eingerichtete Pfarrhaus (heute Kaufmann Hartmann). In diesem Hause wurden dreiundsiebzig Jahre lang die Kinder unterrichtet. Die noch heute benutzte Kantorschule

wurde 1823 erbaut; sie ist damit die älteste Schreiberhauer Schule, wenn man von der Dauer der Benutzung dieses Hauses als Schule sprechen will.

Eine wechselvollere Entwicklung hatte die Schule im Oberdorf. Geistiger Mittelpunkt des Oberdorfes war der Hüttenbezirk, wie das heutige Weißbachtal damals hieß. Deshalb finden wir auch hier im Weißbachtal die erste Schule des Oberdorfes, die Hüttenschule. Sie befand sich zunächst, wie wir hörten, im Hause des Schulhalters Heinecke und wurde nach dessen Tode in das Haus Nr. 267 gelegt, das zum Preußlerschen Hüttengute gehörte und heute nicht mehr vorhanden ist. Hierher waren die evangelischen Kinder aus dem Weißbachtal, dem Mariental und den Gebirgsbauden eingeschult. Bei dem Anwachsen der Schüler aus dem Mariental machte sich aber eine Teilung notwendig. Es wurde eine Filialschule in dem heutigen Landhaus Ludwig, neben Ulbrichs Gasthaus, in der Bergstraße eingerichtet. Eine Lehrkraft wurde indes hierfür nicht eingestellt, vielmehr mußte der Schulhalter der Hüttenschule den Schuldienst hier mit versehen. Er mußte zur Filialschule „laufen“, daher auch die Bezeichnung „Lauffschule“.

Wichtige Änderungen im Schulbetrieb brachte das Jahr 1837. Wir hörten schon an anderer Stelle, daß in diesem Jahre ein pietistisch ausgerichteter evangelischer Pfarrer amtierte, dessen Gedankengängen die Schreiberhauer nicht zu folgen vermochten. Ihm legte man es auch zur Last, daß die Regierung den Bau einer Schule im Hüttenbezirk anordnete. Zu einem Neubau kam es indes nicht; es wurde ein schon vorhandenes Haus (Nr. 116) ausgebaut. Man ließ den Ärger über die vermeintliche Mehrbelastung durch den Neu- oder Umbau an dem damaligen Lehrer aus. Daß die Decke durchbrach, mag am Alter des Hauses gelegen haben; daß man aber dem Lehrer im Obergeschoß zwar eine Wohnung bereitstellte, sich aber weigerte, eine Treppe zu bauen und den Lehrer auf die Benutzung einer Leiter hinwies, das war kein Zufall, sondern Absicht. Bei diesen Gegensätzen hatten es in der Folgezeit der Lehrer und sein Adjuvant (Hilfslehrer) nicht leicht; das dem Lehrer gezahlte Gehalt war so niedrig, daß er auf den sogenannten Schulgroschen (jedes Kind mußte wöchentlich einen Groschen mitbringen) und auf die „Umgänge“ angewiesen war, zumal der Adjuvant vom Lehrer freie Wohnung und Verpflegung erhielt. Es kam in diesen Jahren oft genug vor, daß die Schreiberhauer den Umgang (ein Singen des Lehrers und seines Adjuvanten mit den größeren Kindern in den Häusern der Eltern) ablehnten. Oft genug mußte dieser Lehrer, der eine große Familie zu betreuen hatte, hungern und mit ihm sein Adjuvant.

Mit der Fertigstellung der Hüttenschule, die soviel Kummer gebracht hatte, fand abermals eine Teilung der Schulbezirke statt. Es wurde eine neue Lauffschule in den Bränden eingerichtet (Nr. 190 neben der Pflege-

in der bis 1881 Lehrer aus dem benachbarten Deutschböhmen lehrten. Bereits 1830 wurde ein eigenes Schulhaus errichtet, das bis 1897 benutzt wurde; seit dieser Zeit dient die jetzige kleine Schule diesen Zwecken. — Vorübergehend besuchten die Kinder aus Karlstal die Schule in Groß Iser. Kurze Zeit bestand hier eine von Pohl eingerichtete Privatschule. Der Lehrer dieser Schule wurde später Buchhalter der Karlstaler Hütte. Die Kinder aus diesem Ortsteil und aus Jakobsthal hatten es besonders schwer und konnten bei hoher Schneelage oft wochenlang nicht die Schule besuchen. Nach der durch den Bau der Eisenbahn stärker gewordenen Besiedlung des Jakobstales machte sich ein Schulbau auch in diesem Ortsteil notwendig. In einem der Landschaft angepaßten Blockhausstil wurde diese neue Schule 1925 erbaut.

So hat Schreiberhau heute fünf Volksschulen. Zu diesen tritt noch die Gemeinde-Mittelschule, die aus einer Privatschule hervorgegangen ist und heute zu Ehren des großen Schreiberhauer Bürgers „Carl-Hauptmann-Schule“ heißt. Als Privatschule war sie viele Jahre bald in diesem, bald in jenem Hause untergebracht, bis sie schließlich 1937 in einem von der Gemeinde gemieteten Hause im Mariental eine würdige Stätte fand. Bereits 1923 wurde die Carl-Hauptmann-Schule von der Gemeinde Schreiberhau übernommen und wird seither von ihr unterhalten.

### Sedjs Jahrzehnte Aufstieg (1850 bis 1914)

Die Aufwärtsentwicklung der Josephinenhütte in den ersten drei Jahrzehnten ihres Bestehens, dazu der von Sommer zu Sommer stärker werdende Fremdenverkehr wirkten sich zunächst noch nicht allzu stark im Ortsbilde aus. Zwar entstanden die großen Glasmalereien, von deren Bedeutung auch heute noch einige Schreiberhauer Häuser zeugen (erkennlich an den flachen Dächern), zwar entstand auch das erste größere Hotel im gleichen Baustil; aber von einer starken Änderung, wie sie der Entwicklung der Josephinenhütte entsprochen hätte, kann man nicht sprechen. Lediglich eine Verlagerung der Bedeutung der Ortsteile wurde immer deutlicher. Das Mariental, einst das „Jammertal“ des Schreiberhauer Volksmundes, hatte durch den Bau der großen Straße im Zackental gewonnen; das Weißbachtal, trat mehr und mehr in den Hintergrund. Die „Hüttentrebe“, im unteren Teil oberhalb des heutigen Königsplatzes auch „Hölle“ genannt, stellte die einzige Verbindung zwischen dem Mariental und dem Weißbachtal her. Der zunehmende Fremdenverkehr befruchtete zunächst das Mariental, so daß dieser Schreiberhauer Ortsteil an Bedeutung den übrigen nun nicht mehr nachstand, sondern die Führung übernahm.

In die ersten Jahrzehnte der Josephinenhütte — und darin drückt sich die Aufwärtsentwicklung am deutlichsten aus — fällt auch die Gründung von Vereinen, für Schreiberhau eine neue Einrichtung, sieht man von dem bereits 1835 gegründeten Verein zur Rettung verwahrloster Kinder ab. Aus der Schreiberhauer Bürgerwehr von 1848 wurde im Jahr darauf das Schützenkorps zur Josephinenhütte. Der erste Gesangsverein wurde 1856, der Turnverein 1861 gegründet, der Militärverein 1857. Ein Feuerwehrverein bildete sich erst 1875; bis dahin bestand selbstverständlich der überall übliche zwangsweise Brandschuß. Ein Konsumverein entstand bereits 1873. Alle diese Vereine hatten ihren Mittelpunkt im Ortsteil Mariental oder im Ortsteil Josephinenhütte, der bis in das neue Jahrhundert hinein zum Gutsbezirk gehörte.

In diese Jahre fällt auch (1872) die Schaffung eines neuen Industriezweiges, der Herstellung von Holzpappen. Im mittleren Zackental wurde eine Holzstofffabrik gegründet, die aus Fichtenholz Holzstoff und Pappen herstellte. Bis zu ihrem Ende in der Inflationszeit beschäftigte diese „Papierfabrik“ nahezu fünfzig Arbeiter.

Der Preussisch-Österreichische Krieg brachte Schreiberhau in unmittelbare Nähe der Aufmarsch- und Kampfgebiete. Das 1. Jägerbataillon und die 2. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 43 waren hier mehrere Tage untergebracht. Am 25. Juni kam eine Schwadron Brandenburger Dragoner im Zackental aufwärts; sie verhinderte die Sprengung der großen Iserbrücke in Wurzelsdorf. — Fünf Schreiberhauer fielen in diesem Kriege. — Im Deutsch-Französischen Kriege ließen zwölf junge Leute ihr Leben.

In den Jahren nach dem Kriege wurde Schreiberhau „entdeckt“. Viele Großstädter errichteten sich im Stile jener Zeit, ohne Rücksicht auf die Gebirgsbauweise, Villen, in denen sie zunächst in den Sommermonaten allein wohnten. Später wurden diese Häuser auch dem Fremdenverkehr nutzbar gemacht. Entstanden in den siebziger Jahren nur zehn solcher neuen Häuser, so entstanden im nächsten Jahrzehnt schon mehr als zwanzig und im letzten des Jahrhunderts mehr als dreißig. Durch diese Bauten wurde das Ortsbild vollkommen umgestaltet. Lagen bisher die Schreiberhauer Häuser ohne Zäune und Hecken frei in der Wiesenlandschaft, umrahmt oder geschützt von alten Linden, so wurden die neuen Häuser eingefriedigt und die Gartenflächen mit düsteren Fichten bepflanzt. Der Charakter des Ortsteiles Mariental wurde durch diese Veränderungen am stärksten — aber nicht am günstigsten — umgestaltet. Da kein Bebauungsplan vorhanden war, so baute zudem jeder Besitzer wie es ihm behagte, nicht nur hinsichtlich des Stiles, sondern auch hinsichtlich der Lage zu den vorhandenen Wegen.

Zum letzten Male kreuzten in dieser Zeit die Schreiberhauer die Klingen mit der Herrschaft Schaffgotsch. Nachdem im Laufe der Jahrzehnte die

samten Baukosten übernahm Graf Schaffgotsch. — Der Bau dieser Kirche wurde nötig durch das starke Anwachsen der katholischen Gemeindeglieder. Die Heranziehung böhmischer Glasleute hatte die Verhältniszahl zwischen Evangelischen und Katholischen innerhalb eines Jahrhunderts vollkommen verändert. (Auf je hundert Einwohner kamen 1785 96 evangelische und 4 katholische Einwohner; 1885 war das Verhältnis bereits auf 73 und 27 geändert).

Die erste Apotheke, eine Filiale der Petersdorfer, wurde 1891 eingerichtet, nachdem sich einige Jahre zuvor bereits ein Arzt niedergelassen hatte. Die Kosten für die Einrichtung der Apotheke — rund 4500 Mark — wurden durch freiwillige Spenden aufgebracht. Die Gemeinde übernahm die Miete zu ihren Lasten. Bis zu diesem Augenblick mußten die Medikamente im Krankheitsfall aus Petersdorf geholt werden. Vier Jahre später wurde die Schreiberhauer Apotheke eine selbständige Einrichtung. Das war notwendig, nachdem 1893 ein katholisches Krankenhaus, 1897 ein evangelisches Krankenhaus errichtet wurden.

Mit dem Bau der Eisenbahn von Hirschberg nach Grünthal ergaben sich im Orte weitere notwendige Veränderungen. So wurde 1902 eine elektrische Beleuchtung geschaffen; bis dahin hatte der Ortsverein, der Vorläufer des heutigen Verkehrsvereins, im Sommer eine Petroleumstraßenbeleuchtung unterhalten. Auch eine Gasleitung wurde gelegt (1905) und mit erheblichen Mitteln (1912) die Hochquell-Wasserleitung gebaut. Die Schaffung einer Vollkanalisation verhinderte der Kriegsausbruch.

Bereits 1895 wurden die niedrigen und bei jedem Hochwasser gefährdeten Holzbrücken am Schenkenstein und an der heutigen Winklerstraße durch eiserne Brücken ersetzt. Nun wurde das Wegenetz erweitert, u. a. die Bahnhofstraßen in den zwei Ortsteilen Mittel und Nieder Schreiberhau erbaut. Bis 1906 hatte man auf amtliche Straßenbezeichnungen verzichtet; erst in diesem Jahre erhielten die Straßen und Wege ihre Bezeichnungen.

Es war ein gewaltiger Aufschwung, den Schreiberhau in diesen Jahren nahm. Der Weltkrieg unterbrach diese Entwicklung. Es dauerte lange, bis der Anschluß an die alte Aufstiegskurve wiedergefunden wurde.

## Von der Sommerfrische zum heilklimatischen Kurort

In dem gleichen Augenblick, in dem in der Glasindustrie ein Stillstand der Entwicklung eintrat, setzte der Fremdenverkehr in einem Umfange ein, wie ihn kein anderer schlesischer Ort aufzuzeigen vermag. Wenige Jahre später hatte der Fremdenverkehr die wirtschaftliche Bedeutung der Glas-

Industrie erreicht und nach und nach im Schreiberhauer Leben die überragende Stelle eingenommen, die er heute noch hat und nie wieder verlieren wird.

Waren es 1880 noch nicht eintausend Gäste, die zur Erholung in den Sommermonaten hier Wohnung nahmen, so waren es 1900 schon fast siebentausend, nicht gerechnet die vielen Durchreisenden, die zum Tagesaufenthalt in unsere Berge kamen. Auch dieser Zeitabschnitt hat im Schreiberhauer Ortsbild seine Spuren hinterlassen: als die vorhandenen Unterkunftsstätten die Zahl der wohnungsuchenden Gäste nicht mehr aufnehmen konnten, da wurde von Jahr zu Jahr, dem Bedarf entsprechend, das schöne alte Riesengebirgshaus durch Anbauten vergrößert. Bei vielen dieser Häuser erkennt man von außen kaum noch, daß in ihnen der Kern eines bescheidenen Holzhauses steckt; andere aber lassen noch heute deutlich werden, mit welcher Gleichgültigkeit man den Forderungen auf Erhaltung eines traditionellen Ortsbildes gegenüberstand. Hier wurde ein Erker ausgebaut, dort eine Stube angefügt, auf diese Stube später wieder ein Zimmer errichtet — viel zu schnell ging die Grundform des Schreiberhauer Hauses verloren. Was man bei den Villen der Großstädter sah, wurde nach Möglichkeit nachgebildet; wieder entstanden häßliche Zäune und die Zahl der überflüssigen Fichten vermehrte sich zusehends.

Sehr früh schon erkannte man die unangenehmen Nebenerscheinungen dieses Aufschwunges und bemühte sich, auf die Entwicklung einzuwirken. Der damalige Hauptlehrer Winkler, nach dem später in Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung des Fremdenverkehrs die „Winklerstraße“ benannt wurde, hat in jahrzehntelanger Planung und Arbeit die Grundlagen dieser Entwicklung geschaffen. Er hatte als erster erkannt, daß es mit dem Schreiberhauer Klima etwas Besonderes auf sich haben müsse.

Bereits 1874 richtete der bekannte Meteorologe Dove die erste Wetterbeobachtungsstation in Schreiberhau ein. Aber erst ein Dutzend Jahre später begannen die Ärzte über die eigentlichen Wettermessungen hinaus mit der Auswertung der Beobachtungen. Diesen Beobachtungen ist es zu verdanken, daß im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Erkenntnis von dem starken Heilwert des Schreiberhauer Klimas in der Wissenschaft so allgemein wurde, um aus theoretischen Erwägungen zur Ausnutzung der Heilkraft kommen zu können. Zwei Krankenhäuser, die große Heilstätte Moltkefels, das Kinderheim Lenzheim, das erste deutsche Lehrerheim — um nur einige Erholungs- und Gesundungsstätten zu nennen —, entstanden allein im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.

Im gleichen Maße nahm auch der Wanderverkehr zu. Jenes letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war die Blütezeit des Führer- und Stuhlträgergewerbes. Noch immer war es üblich, trotzdem die Wege besser ge-

worden und markiert waren, einen Führer mitzunehmen, der zugleich auch das Wandergepäck trug. Am Königsplatz im Mariental war eine besondere Station eingerichtet, in der Reitpferde, Führer und Stuhlträger bereitstanden. Es war nichts Ungewöhnliches, daß an einem schönen Sonntage auf dem Wege zur Neuen Schlesischen Baude in ununterbrochener Kette Droschken, Reiter und Tragestühle zum Kamm hinaufzogen. Die Droschken allein sind geblieben; Tragestühle sieht man nur noch im Museum.

Die Erschließung des Riesengebirges für den Wanderverkehr ist in erster Linie dem Riesengebirgsverein zu danken, der 1880 bereits gegründet wurde und auch in Schreiberhau eine blühende Ortsgruppe unterhielt. Die erste größere Arbeit in Schreiberhau war der Ausbau des heutigen Hoffmannsweges (1885). Drei Jahre später wurde der Weg vom ehemaligen Waldhaus (am oberen Friedrichsweg) zur Zäckelflamm gebaut. 1890 konnte aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der Ortsgruppe der Weg in die Zäckelflamm der Öffentlichkeit übergeben werden. (Zu seinem fünfzigjährigen Bestehen schenkte der RWB. der Öffentlichkeit ebenfalls einen Weg, den Zäckentalkweg.)

Während der Riesengebirgsverein sich in der Hauptsache mit der Erschließung des Gebirges außerhalb des Ortsbildes befaßte, nahm sich der 1885 gegründete „Ortsverein zur Hebung des Fremdenverkehrs“ der örtlichen Angelegenheiten an. Er war der erste Betreuer des Fremdenverkehrs. Schon 1888 gab er seine Schreiberhauer Fremdenliste heraus, seit seiner Gründung auch ein Verzeichnis der Sommerwohnungen. In allen Ortsteilen hatte er Auskunftsstellen eingerichtet. Die erste Straßenbeleuchtung, der erste Sprengwagen und vieles andere zeugen von der Rührigkeit der damaligen Vereinsführer. Sie hatten es freilich nicht leicht, denn gerade in den Entwicklungsjahren des Schreiberhauer Fremdenverkehrs stellte der einzelne das eigene Interesse stark vor den Gemeinnutz. So blieb diesen Pionieren des Verkehrs manches Ziel unerreichbar. Die Jahre nach dem Bau der Eisenbahn (1902) stellten an die ehrenamtlich tätigen Mitglieder des Ortsvereins Anforderungen in solchem Umfange, daß es nötig war, eine eigene Verwaltung zu schaffen, die zunächst die Bezeichnung „Verkehrsausschuß der Gemeinde Schreiberhau“ führte. Seit der Gründung dieses Verkehrsausschusses (1907) wurde auch eine Kurtaxe erhoben. Bis dahin war man auf freiwillige Spenden angewiesen. Die vielen Gegner der Kurtaxe mußten sehr bald erkennen, daß durch die richtige Verwendung der aufkommenden Gelder ein neuer Aufschwung bevorstand. Wurden 1906 nur 12140 Dauergäste gezählt, so waren es 1908 bereits 13628, 1912 schon 20398. Zum ersten Male zeigten auch die Gemeindevertreter ein stärkeres Interesse an der Verkehrsförderung; trotz vieler Widerstände gelang es von der Herrschaft

anstalt), in die die Kinder aus dem östlichen Mariental, aus den Kochelhäusern und Bränden gehen mußten; die übrigen Kinder des Oberdorfes besuchten die Hüttenschule. Später (1857 bis 1864) wurde die Schule des Rettungshauses mit der Brändeschule vereinigt. Es zeigte sich aber bei dieser Vereinigung bald, daß sie nicht im Sinne einer gesunden Erziehung lag. Für die Ortskinder wurde deshalb nach dieser Zeit (bis 1870) die Lauffschule in den Bränden wieder eingerichtet, die wie ehemals von der Hüttenschule aus bedient wurde.

Das stärkere Anwachsen des Marientales machte 1870 den Neubau einer eigenen Schule für diesen Ortsteil nötig; so entstand das heute noch unter dem Namen „Alte Marientaler Schule“ bekannte Haus an der Ecke der Winklerstraße und des Friedrichsweges. Nun wurde die bisherige Hüttenschule Lauffschule, also Filiale der Marientaler Schule und blieb es bis 1881. Von diesem Jahre ab war sie wieder selbständig. Auch sie wurde im Laufe der Jahre zu klein. Aber erst im Jahre 1900 kam es zu einem Neubau, der 1901 bezogen wurde. Bei ihrer Einweihung und noch Jahre danach hieß sie in alter Tradition Hüttenschule. Es ist die heutige Weißbachtaler Schule.

Noch drückender machte sich nach der Jahrhundertwende der Raum-mangel in der Marientaler Schule bemerkbar. Als die Schülerzahl beinahe das dritte Hundert erreicht hatte — man denke sich diese Schülerzahl in dem kleinen Hause —, entschloß sich die Gemeinde zu einem Neubau, der als „Marientaler Schule“ im August 1912 seiner Bestimmung übergeben wurde.

Wir hörten, daß am Ende der österreichischen Zeit im Niederdorf der Lehrer und Küster Jerian die katholische Schule leitete. Wie er, so mußten auch seine Nachfolger mit ihren Kindern in einem stets baufälligen Hause Unterricht halten. Erst 1853, nachdem die Zahl der katholischen Familien immer größer geworden war, wurde ein neues Schulgebäude errichtet. Bis 1888 wurde hier (heute ist das Gebäude Eigentum des Tischlermeisters Mattern im Niederdorf) Schule gehalten. — Bereits 1852 hatte der Gründer der Josephinenhütte, Franz Pohl, auf eigene Kosten eine katholische Privatschule eingerichtet, die von 1857 ab als katholische Hüttenschule in dem von Pohl zur Verfügung gestellten heutigen „Wiesenhaus“ untergebracht war. Von 1869 ab wurde der Unterricht in der evangelischen Hüttenschule erteilt. 1888 verlegte die katholische Kantorschule ihre Wirkungsstätte vom Nieder- in das Mitteldorf. Man benutzte zunächst das heutige katholische Pfarramt. Elf Jahre später wurde unterhalb der neuen katholischen Kirche ein eigenes Schulgebäude errichtet, in das nun auch die katholischen Kinder des Weißbachtals gingen.

Neben diesen Volksschulen im eigentlichen Ortsbild bestand für die Kinder aus den Strickerhäusern seit 1824 eine Schule in den Strickerhäusern,

Man kam nicht mehr allein der lieblichen Landschaftsbilder und der Naturmerkwürdigkeiten wegen; ein großer Teil der Besucher wurde vom Arzt in die Schreiberhauer Bergwelt verschickt, um hier von einer Krankheit Erlösung oder nach einer Krankheit die volle Gesundheit wiederzufinden. Schreiberhau war anerkannter heilklimatischer Kurort geworden, der alle Bedingungen, die die Wissenschaft vor eine solche Anerkennung stellt, erfüllte. Freilich fehlte noch manches Zusätzliche. Die Schaffung dieses Zusätzlichen blieb den Nachkriegsjahren und besonders der Zeit nach 1933 vorbehalten.

## Schreiberhau wird Wintersportplatz

Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelte sich auch im winterlichen Riesengebirge ein bescheidener Winterverkehr. Vorher mied man im Winter den Kamm und die Bauden, sieht man von dem Schmiedeberger Hörnerschlittenverkehr zu den Grenzbauden ab. Dort allerdings hatte sich schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts der Brauch herausgebildet, an schönen Wintersonntagen zu den Hübnerbauden hinaufzupilgern oder sich hinauffahren zu lassen, um sich am guten Ungarwein zu laben. Für die Abfahrt fand sich dann ein Baudenmann, der den braven Bürger auf einen Hörnerschlitten, der wochentags Holz- oder Düngertouren diente, bettete, ihn wohl auch festband und dann nach Schmiedeberg fuhr. Da es oft genug vorgekommen sein mag, daß der weinselige Fahrgast unterwegs aus dem Schlitten fiel und dieses Vergnügen dennoch immer mehr Freunde fand, so baute man in der Art eines Wiegenschuhs ein Gestell, das auf den Hörnerschlitten aufgesetzt wurde. Nun konnte die Abfahrt harmloser und ohne Zwischenfälle vonstatten gehen. So entwickelte sich aus diesen Schmiedeberger Weinfahrten unser Hörnerschlitten. Gneisenau machte bereits 1817 eine solche Fahrt.

Im Schreiberhauer Teil des Gebirges führte sich der Hörnerschlitten zur Personenbeförderung erst viel später ein, da von keiner der beiden Hochgebirgsbauden (Alte Schlesische und Neue Schlesische) ein geeigneter Weg herabführte. Erst nachdem als Folge eines furchtbaren Windbruches (1868) ein neuer breiter Weg von der Neuen Schlesischen Baude talwärts gebaut wurde, führte sich dieses Wintervergnügen auch bei uns ein. Es hat sich bis zum heutigen Tage erhalten.

Der Wanderer auf den Hochgebirgskamm band sich Schneereifen unter die Füße, wie sie der Baudenmann seit Jahrhunderten benutzte. Waren diese Reifen zuerst Bretter gewesen, so wurden sie später aus einem Holzreifen hergestellt, der mit Schnur bespannt war. Solche Reifen konnte der Wan-

Pflichten der Grundherrschaft gegenüber gefallen waren, wollte sich nun die Herrschaft von den noch bestehenden alten Belastungen freimachen. Dazu gehörte, daß die Schreiberhauer Häuser ein Hütungsrecht hatten; sie durften ihr Vieh in den herrschaftlichen Forsten weiden lassen. Ferner hatten die Schreiberhauer ein Holznutzungsrecht, das zwar im Laufe eines Jahrhunderts eingeschränkt, immerhin aber noch eine starke Belastung der Herrschaft bedeutete. — Wegen des Hütungsrechtes kam es 1865 zu einer Einigung; die Herrschaft überließ jedem Nutzungsberechtigten eine Waldfläche. Schwieriger war die Lösung des Holznutzungsrechtes. Von 1877 bis 1881 währte der Prozeß, der in der letzten Instanz die Niederlage der Schreiberhauer brachte, während die mittlagenden Riesewälder und Hartenberger Sieger blieben.

Einen Nachklang an die unselige Zeit der Gründerjahre sollte auch Schreiberhau erleben: ein geschäftstüchtiger Mann wollte das alte Bergwerk der Friedrichgrube unter dem Schwarzen Berge wieder erschließen und fand schließlich auch einen Gutgläubigen, der die Gelder dazu gab. Eine verwertbare Ausbeute ergab sich jedoch nicht; ausgebeutet wurde lediglich der Geldgeber!

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurde Schreiberhau zum „Tal der Dichter und Maler“. Seit die Gebrüder Hauptmann mit ihrem Vater im Mitteldorf ein Haus erworben, bildete sich nach und nach in diesem Ortsteil eine Dichterkolonie; der bekannte Friedrichshagener Kreis mit Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und vielen anderen siedelte nach Schreiberhau über und gab dadurch dem Orte zu seinen landschaftlichen Schönheiten, seinen Sehenswürdigkeiten und seiner Glasstradition ein neues, ein kulturelles Gesicht.

Das schnelle Anwachsen der Einwohnerzahl und die Ansprüche nach größerer Bequemlichkeit führten zum Bau neuer Kirchen im Oberdorf. Bereits 1886 schenkte ein Leipziger Arzt den Platz zum Bau einer evangelischen Kapelle. Unter den sieben Ausschußmitgliedern befanden sich nur drei eingeseffene Schreiberhauer; die übrigen stammten aus dem Kreise der Villenbesitzer. Erst 1889 fand die Grundsteinlegung statt, 1891 konnte die Kapelle geweiht werden. Bezeichnend für die oft festzustellende Toleranz des katholischen Hauses Schaffgotsch ist es, daß der damalige Grundherr neben einer geldlichen Beihilfe auch die Steine für den Bau stiftete. — Hätte man die weitere Entwicklung des Oberdorfes erkennen können, dann hätte man eine räumlichere Kirche erbaut; sie erwies sich schon bald als zu klein.

Vorher schon war die neue katholische Kirche am Eulenberg errichtet. Der Grundstein wurde 1884 gelegt, 1887 fand der erste Gottesdienst statt, 1892 wurde sie durch den Fürstbischof von Breslau geweiht. — Die ge-

derer, wenn er den Mut hatte, über die Kammhochflächen zu gehen, in jeder Baude leihen. Aber nicht allzu viele machten davon Gebrauch; wer wirklich eine Winterwanderung machen wollte, wartete damit bis zum März, wenn der „Boarschnee“ frug.

War der Hörnerschlitten etwa seit dem Jahre 1870 bei uns in Gebrauch, so gesellte sich zu ihm der Sportschlitten — der heutige Rodel — etwa fünf Jahre später. Beide Fahrzeuge standen bei den Führerstationen im Orte oder bei den Bauden dem Wintergast gegen eine Entschädigung zur Verfügung. Im Winter 1900 fuhren von der Neuen Schlesiſchen Baude 330 Hörnerschlitten und 700 Sportschlitten zu Tale. Ein Vierjahrhundert später (1927) waren es 4120 Hörnerschlitten und 4250 Rodel, Zahlen, die seitdem allerdings selten wieder erreicht wurden. Durch das Anwachsen des Winterverkehrs und insbesondere durch die Steigerung der Schlittenabfahrten wurde schon sehr bald eine Verbesserung der Abfahrtsbahnen nötig. Aber erst nach der Gründung des Schreiberhauer Wintersportvereins (1908) wurden die Bahnen so verbreitert und gesichert, daß Schlitten und Fußgänger einander nicht behinderten. Aus diesen Vergnügungsfahrten entwickelte sich schon sehr bald der Kleinschlittensport, der in Schreiberhau mehr als zwei Jahrzehnte in hoher Blüte stand. Mehr als einmal wurde hier eine deutsche Rodelmeisterschaft ausgetragen — einmal auch die Europa-Rodelmeisterschaft —, mehr als einmal wurden auf fremden Bahnen Schreiberhauer Rödler deutsche und Europameister. Dieser Wintersportverein, wie auch die beiden anderen großen Schreiberhauer Wintersport treibenden Vereine, haben nicht wenig zu der Entwicklung des Schreiberhauer Winterverkehrs beigetragen. Sie führten jahrelang Wintersportwochen durch, die durch eine Fülle interessanter Darbietungen — einmal hatte man sogar hier Großballons starten lassen — immer mehr Menschen auf die günstigen Wintersportmöglichkeiten in Schreiberhau aufmerksam machten.

Verhältnismäßig spät führte sich im Riesengebirge der Skisport ein. Zwar hatte man schon 1880 drei Paar Skier ins Riesengebirge gebracht. Aber da kein Lehrer da war und man sich auf den Schreiberhauer vereisten Dorfstraßen mit diesen neumodischen Dingen nur blaue Flecke geholt hatte, so verschwanden die Bretter irgendwo in einer dunklen Ecke. Aber schon zehn Jahre später begann man sich auch im Schreiberhauer Winkel für diesen nordischen Sport zu interessieren, und der 1900 gegründete Schneeschußklub „Windabraut“ war der erste Skiklub Schlesiens. Mit außergewöhnlicher Latkraft nahm er seine Tätigkeit auf, die sich nicht allein in der Propagierung der Brettel als Beförderungsmittel erschöpfte; vielmehr wurden von Anfang an die Brettel zu Sportgeräten. Bereits im ersten Jahre des Bestehens wurden Wettkämpfe durchgeführt, die sich von Jahr zu Jahr größerer

Beteiligung und Bedeutung erfreuen konnten. Die ersten Kämpfe fanden auf dem Gebirgskamm statt; sie fanden ein so starkes Interesse, daß man sie auch im Ortsgebiet durchführte. An der Neuen Schlesiſchen Baude wurde eine Sprungſchanze errichtet; vorübergehend benutzte man auch eine Schanze im Himmelsgrund. Die Anerkennung, der ſich der Schneſchußklub „Windsbraut“ erfreuen konnte, führte dazu, daß die erſte größere deutſche Skimeiſterſchaft (Dezember 1906) in Schreiberhau ausgetragen wurde. In der Nachkriegszeit führte die „Windsbraut“ als erſter Verein den 50-Kilometer-Skidauerlauf durch, deſhalb bekämpft und belächelt. Heute aber iſt dieſer Kampf zur olympiſchen Diſziplin geworden! — In der Nachkriegszeit wurde dem Sprunglauf eine höhere Aufmerkſamkeit gewidmet; man baute zunächſt eine Sprungſchanze an der Zäckelkamm. Aber dieſe erwies ſich ſchon bald als unzureichend. Nach mehrjährigem Planen wurde ſchließliſh die große Schanze am Himmelsgrund gebaut, die gelegentliſh der Deutſchen Skimeiſterſchaft 1932 ihre Weihe erhielt. Neben dieſer Schanze beſtand noch die an der Neuen Schleiſchen Baude; für die Ausbildung der Jugend ſtehen außerdem noch drei Schanzen bereit.

Da die Zahl der Skisportler und der ſkifahrenden Wintergäſte immer größer wurde, ſo wurden in den Jahren nach der Inflation auch die Schaffung beſonderer Skiabfahrten in Angriff genommen. Hatte man ſchon Jahrzehnte vorher die Stangenmarkierung, eine alte Einrichtung des winterliſhen Hochgebirges, für die Bedürfniſſe des Winterwanderers und Skisportlers umgeſtellt, ſo galt es nun, auch die Abfahrten zu ſichern. Nach und nach wurden beſondere Skiwege geſchaffen, die allein dem Skifahrer zur Verfügung ſtanden.

Sehr ſpät, erſt in der Inflationszeit, wurden dem älteſten Wintersport, dem Eislauf, Bahnen geſchaffen. Da es bis heute in Schreiberhau üblich iſt, vom erſten ſtarken Froſt ab die wenigen Leiche abzueiſen, ſo gelang es nur ſelten, auf längere Zeit eine natürliche Eisfläche zu erhalten. Darum richtete man die beſtehenden Tennisplätze als Eisbahnen her. Neben dem eigentliſhen Eislauf wurde und wird auf dieſen Bahnen auch der Eiſſchießſport gepflegt.

Die jüngſte Wintersportart Schreiberhaus, der Bobsport, entwickelte ſich erſt nach der Jahrhundertwende. Damals baute man ſich zuerſt in einfacher Form Leutſchlitten, indem man zwei Rodel miteinander verband. Aber bereits 1905 fuhr man Rennen, und im Winter von 1910 zu 1911 konnte man die erſte Schreiberhauer Bobbahn, deren Ziel im Garten des Hotels „Lindenhof“ lag, in Betrieb nehmen. Für die Betätigung in dieſem Sport ſtanden damals ſchon mehr als dreißig Fahrzeuge zur Verfügung. Der 1911 gegründete Bobklub nahm ſich beſonders dieſes Sports an. In der Nachkriegszeit entwickelte ſich der Bobsport auch in Deutſchland zu einem ausgeſprochenen Rennſport, während er bis dahin mehr Unterhaltung für die

Schaffgotsch den „Schenkenfichtel“, ein Waldstück zwischen dem Bahnhof und dem Schenkenstein, zu erwerben. Dieser Wald wurde im Laufe der nächsten Jahre zu einem bescheidenen Kurpark ausgestaltet. Nunmehr wurden in den Sommermonaten auch regelmäßig Kurkonzerte durchgeführt. — Der Ankauf des heutigen Sportplatzes und des Hüttenberggeländes mit dem Weißbachstein folgte.

Bereits vor der Jahrhundertwende bestand im Gasthof zum Zackenfall im Sommer ein Kurtheater, das in den letzten Jahren vor dem Kriege und in den Inflationsjahren eine ständige Einrichtung des Sommerbetriebes war. Auch andere Einrichtungen, die dem Fremdenverkehr dienen sollten, wurden geschaffen. Schon 1897 baute der Wirt des „Großen Hauses“ (heute Heinzelbaude) einen Tennisplatz; das Hotel „Lindenhof“ und die Gemeinde mit ihren Plätzen am Schenkenfichtel folgten.

Selbstverständlich wuchs auch die Zahl der Beherbergungsstätten. In allen Ortsteilen entstanden große Häuser, Hotels, Sanatorien und Fremdenheime. Dadurch änderte sich vollkommen die Struktur des Beherbergungswesens. Die sogenannten Nebenvermieter, die durch die Bereitstellung von Betten sich eine zusätzliche Einnahme verschafften, traten hinter die gewerbsmäßigen Herbergsbetriebe zurück, deren Zahl sich in der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Weltkrieges mehr als verdoppelte. Bereits 1902 hatte Schreiberhau 56 Gasthäuser!

Langsam entwickelte sich auch ein Winterverkehr, der sich im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts allerdings nur in bescheidenem Rahmen hielt, wenigstens was die Dauergäste anbetrifft (1900 nur knapp 300). Der Tagesverkehr an schönen Wintertagen stieg indes nach dem Bau der Eisenbahn sehr stark. Oft genug reichten die zur Verfügung stehenden Hörnerschlitten nicht aus. Aber der Erholungsuchende blieb vorerst noch aus, wenngleich die Ärzte immer wieder die Heilkraft des Winterklimas priesen. Immerhin waren die Schreiberhauer Wintersportwochen in Deutschland in der Vorkriegszeit schon zu einem Begriff geworden. Die Entwicklung, die gerade der Winterverkehr nahm, wurde durch die Kriegszeit ebenfalls unterbrochen. Die ersten Nachkriegsjahre aber zeigten schon, daß sich hier ein gewaltiger Aufstieg anbahnte. An anderer Stelle (Schreiberhau wird Wintersportplatz) ist eingehender darüber berichtet.

So stand Schreiberhau im Jahre 1914 als Kurort von Ruf unter den vielen schlesischen Sommerfrischen und würdig neben den schlesischen Bädern. Die Zahl der Sanatorien, Heime und Heilanstalten, die Zahl der Ärzte hatte sich im Laufe weniger Jahrzehnte gewaltig erhöht; die Eigenart des Schreiberhauer Hochtalclimas war nicht nur in den Heilerfolgen, sondern nun auch wissenschaftlich durch die langjährigen Beobachtungen begründet.

Ausspähung. Tagelang wartete man auch hier auf das berüchtigte Goldauto — wie überall in Deutschland. Vorübergehend hatte man sogar die Straße zur Josephinenhütte durch gefällte Bäume gesperrt; Feuerwehr und alte gediente Soldaten hielten hier Tag und Nacht Wache. Alle Gebirgsübergänge waren mit Freiwilligen besetzt. — Aber allmählich beruhigte man sich und mit dem Eintreffen der ersten Siegesnachrichten verebbte die Spionensfurcht.

Langsam stellte sich Schreiberhau auf die Kriegsbedürfnisse um. Nachdem die Eisenbahn wieder für Zivilbenutzung freigegeben war, reisten nach und nach die Gäste ab; neue kamen zunächst nicht an. Die Heilstätte Moltkefels, das Lehrerheim und das Sanatorium Kurpark wurden zu Lazaretten eingerichtet. Für den Übergang nach Böhmen wurde der Ausweisungswang eingeführt. Die Josephinenhütte stellte vorübergehend wegen Mangels an Aufträgen und an Arbeitern ihren Betrieb ein. Die Zurückgebliebenen wetteiferten in der Betreuung der unterstützungsbedürftigen Kriegerfamilien.

Noch im Herbst 1914 nahm die Josephinenhütte ihre Arbeit wieder auf; nach und nach stellte man sich in diesem Betriebe auf die Kriegsbedürfnisse ein. Schiffsgläser wurden hergestellt, Schutzgläser für Dampfkessel, die vor dem für den deutschen Marinebedarf aus England bezogen waren, und vieles andere. Versuche, große Glasbehälter für Unterseebootminen herzustellen, scheiterten indes. Immerhin war durch diese Aufträge diese Erwerbsquelle für Schreiberhau, wenn auch in bescheidenem Umfange, wieder erschlossen. Der Fremdenverkehr ging indes weiter zurück; die Zahl der hier zur Erholung weilenden Soldaten war zu gering, um einen Ausgleich zu schaffen.

Von Jahr zu Jahr bereitete die Beschaffung der Verpflegung für die Gäste immer größere Schwierigkeiten; die üble Zeit des Hamsterns begann. Aber während auf der deutschen Seite Brot längst nur auf Karten ausgegeben wurde, war es auf der österreichischen Seite, z. B. in der Wossfeferbaude, möglich, noch Kuchen aus weißem Mehl und Schlagrahm zu erhalten. Die eintretende Fleischknappheit zwang vorübergehend zu einer grundsätzlichen Teilung der Vorräte; das zur Verfügung stehende Frischfleisch erhielt die einheimische Bevölkerung, während den Gästen Gefrierfleisch und Geflügel vorbehalten blieben. Da diese Fleischarten nicht ausreichten, so mußten die Wohnungsgeber „unter der Hand“ Lebensmittel kaufen. Dabei wurden Preise geboten, die weit über den amtlichen Festsetzungen lagen. Nur wenige Wohnungsgeber haben sich zu jener Zeit von diesem Verfahren freihalten können. Vorübergehend mußte die Gemeindeverwaltung in der Zeit des Schweinemordens einen eigenen Fleischladen einrichten, um die gelieferten Waren abzugeben. Überhaupt bestand ein großer Teil der Verwaltungsarbeiten in der Bewirtschaftung der Lebensmittel, der Futtermittel, des Heizungsmaterials u. a. Daß dabei nicht jede

Wintergäste war. Den steigenden Geschwindigkeiten, beeinflusst durch neuartige Schlittenkufen, war die alte Schreiberhauer Bahn nicht mehr gewachsen, und so entstand westlich der Zäckelfallbaude 1925/26 die bekannte Zäckelfallbobbahn; sie war die erste Bahn, die nach wissenschaftlichen Berechnungen gebaut wurde. Den später geschaffenen Olympiabahnen in Lake Placid (VStoNA.) und in Japan diente sie als Muster. Ein elektrisch betriebener Vobaufzug verband in den ersten Jahren Start und Ziel. Mehrfach wurden auf dieser Bahn deutsche Meisterschaften, einmal (1932) auch die Weltmeisterschaft im Zweierbob, ausgetragen.

Der Ausbau der Sportanlagen und die Hebung des Wintersportes überhaupt beeinflussten stark fördernd den Winterverkehr, und umgekehrt schaffte der steigende Winterverkehr die Voraussetzungen für die Weiterentwicklung der Anlagen. Die Freude an eigener sportlicher Betätigung wuchs bei den Gästen von Jahr zu Jahr. Das zeigt sich am deutlichsten in dem Besuch der Schreiberhauer Eiskschulen. Einst holte man sich einen norwegischen Skilehrer, der mit einem guten Duzend Schüler seinen Lehrgang durchführte. Heute stehen auf den Skiübungsgrößen täglich mehrere hundert Skibeflissene im Schreiberhauer Gebiet auf den Brettern. Aber die Mehrzahl der Schreiberhauer Winterbesucher stellen die Erholungsbedürftigen und die, die ihre Freude an der schönen Schneelandschaft, im Frohsinn des winterlichen Lebens und in der Bewunderung der aktiven Sportler suchen.

Seit einem Jahrzehnt bemüht man sich in Schreiberhau um die bessere Erschließung des Hochgebirges durch die Schaffung von Aufzugsbahnen und ähnlichen Einrichtungen. Mehr als einmal wurden Pläne zur Errichtung einer Seilbahn erwogen; es blieb aber zunächst bei den Plänen. In jüngster Zeit (Winter 1939) machte man die ersten Versuche mit Raupenschleppern. Neue Abfahrtsbahnen für Skiläufer, Rodler und Hörnerschlittengäste werden gebaut werden; in wenigen Jahren wird durch diese Einrichtung der Schreiberhauer Wintersport ein neues Gesicht erhalten.

## Im Weltkrieg und in der Inflation

Der gewaltige Aufschwung unseres Heimatortes wurde durch den Weltkrieg jäh unterbrochen. Bereits in den letzten Julitagen, als die Wolken am politischen Himmel immer schwärzer wurden, setzten die ersten Abreisen der Gäste ein. — Wie überall zu Kriegsbeginn, so wirkte sich auch in Schreiberhau die Spionenfurcht aus. Wie immer schon in den Vorjahren weilten im Sommer viele ausländische Gäste, namentlich solche aus Russisch-Polen und dem Baltikum, zur Kur hier. Viele dieser Gäste gerieten in den Verdacht der

Maßnahme verstanden wurde — und bei der Zickzackpolitik der Regierung auch nicht verstanden werden konnte — das zeigte sich nach Kriegsende, als in den Revolutionswirren immer wieder die angeblichen Fehler im Orte als persönliche Maßnahmen und beabsichtigte Schädigungen gebrandmarkt wurden.

Aber trotz der Not der Kriegsjahre, die auch die Heimat ergriff, erlahmte der Opfergeist der Schreiberhauer keine Stunde. Die Höhe der hier gezeichneten Kriegsanleihen lag weit über dem Durchschnitt; jeder Aufforderung zur Mithilfe, sei es durch Sammeln von Laub, von Obstkernen, von Brennesseln wurde freudig Folge geleistet.

Als 1914 der Krieg in immer größere Nähe rückte, befand sich auch der nachherige Generalfeldmarschall von Hindenburg, wie so oft in den Jahren zuvor, als Gast in Schreiberhau. Nach seinem ersten entscheidenden Siege, der Ostpreußen die Befreiung von den Russen brachte, beschloß die Gemeindevertretung einstimmig, ihm zu Ehren den an seiner Schreiberhauer Wohnung entlangführenden Weg „Hindenburgweg“ zu benennen. Die Gattin des Generalfeldmarschalls weilte 1916 noch einmal für längere Monate hier.

Im Weltkrieg fielen 165 Schreiberhauer Männer. Viele wurden verwundet; ein großer Teil der Soldaten kam erst nach Monaten aus der Gefangenschaft zurück.

Als in den berüchtigten Tagen des Novembers 1918 die Heimatfront zusammenbrach, als überall in Deutschland teils unlautere Elemente, teils Phantasten das Alte stürzten und dafür nichts Besseres zu schaffen wußten, da traten auch in Schreiberhau jene Zustände ein, die immer ein dunkles Blatt in der Geschichte bleiben werden. Wenn sich aber bei uns die Unruhe in verhältnismäßig schwachen Grenzen hielt, so deshalb, weil die Schreiberhauer in jenen Tagen plötzlich an ihren südlichen Grenzen Feinde auftauchen sahen: tschechische Grenzer und Soldaten. Deutlicher als in der Mitte des Reiches wurde es hier, daß der Zusammenbruch die vorgespiegelte „bessere“ Zukunft nicht so bald kommen lassen und daß die angekündigte überstaatliche Verständigung ein frommer Wunsch der Unbelehrbaren bleiben würde. Freilich gab es auch in Schreiberhau eine kleine Gruppe, die blind gegen die Tatsachen blieb, und die für kurze Zeit mit ihren Forderungen und Drohungen die Mehrheit beherrschte. Am Wahltag der Nationalversammlung mußte, um dem Terror dieser Wütenden zu begegnen, von Hirschberger Jägern das Wahllokal in Königs Hotel besetzt und zum Schutze eine Gruppe Maschinengewehrschützen auf dem gegenüber liegenden flachen Dach des Eckhauses aufgestellt werden. Aber schon bei der ersten Wahl zur Gemeindevertretung hatten sich die Geister geschieden: 19 sogenannten bürgerlichen Gemeindevertretern standen nur 11 Marginalen aller Schattierungen gegen-

über. Die Tatsache, daß dieses Verhältnis sich annähernd bis zum Ende des Zweiten Reiches in Schreiberhau hielt, beweist, daß sich schon im Januar 1919 die Schreiberhauer gegen den aufstürmenden Kommunismus und Marxismus aufgefangen hatten.

Von den radikalen Elementen ging in den ersten Monaten des Zusammenbruches auch ein Kampf gegen den Fremdenverkehr aus. Mit der Begründung des Lebensmittelmangels wollte man gewaltsam den Zugang von Gästen fernhalten. Einige Eiferer gingen soweit, daß sie eine völlige Umstellung des Ortes forderten, daß auch in Zukunft ein Zugang von Erholungsuchenden nicht mehr stattfinden sollte. Da aber der überwiegende Teil der Bevölkerung auf den Fremdenverkehr angewiesen war, neue Erwerbszweige auch nicht zu schaffen waren und es schließlich auch verbrecherisch gewesen wäre, die dem Schreiberhauer Tal von der Natur gegebenen Heilkräfte nicht dem Volkswohl dienstbar zu machen, so blieb es bei den oft mit drastischen Mitteln gemachten Versuchen.

Die Not, insbesondere die Lebensmittelnappheit, nahm mit dem schmachvollen Diktat von Versailles nicht ihr Ende. Jetzt erst, nachdem man sich jahrelang eingeredet hatte, daß nach Kriegsende mit einem Male alles wieder goldig und gut würde, jetzt erst wurde die Not fühlbar. Hatte man bis zum Zusammenbruch diese Not als etwas Selbstverständliches und als ein Opfer betrachtet, so empfand man sie nun als nutzlose Belastung. Stärker als anderswo wurde durch die von Jahr zu Jahr steigende Geldentwertung gerade Schreiberhau betroffen, weil in den Vorkriegsjahren sich hier viele bemittelte Rentner niedergelassen hatten und diese nun zu einem erheblichen Teile ihr Vermögen verloren. Zu der immer größer werdenden Zahl der Erwerbslosen, die Unterstützung heischten, traten nun auch diese verarmten Rentner, die von der öffentlichen Fürsorge ebenfalls zu betreuen waren. Handel und Wandel begannen zu stocken; darüber konnte auch nicht hinwegtäuschen, daß der Fremdenverkehr sich wieder hob und auch besonders Ausländer hier Wohnung nahmen. Jeder Untertan des neuen tschechischen Staates, der einige Kronen hier ausgab, wurde als Krösus beneidet. Als die Not einmal besonders groß war, da sprang ein deutschböhmischer Großindustrieller ein und half mit einem verhältnismäßig geringen Kronenbetrage diese Sorge beseitigen.

Die Bautätigkeit lag in den Inflationsjahren nahezu ebenso still wie im Kriege. Von größeren Gebäuden entstanden damals die Lukasmühle und die Reifträgerbaude; diese wurde indes fast ausschließlich mit tschechischer Währung bezahlt.

Zweimal mußte die Gemeinde Schreiberhau Notgeld herstellen; das zweitemal ergab sich die Notwendigkeit innerhalb weniger Stunden, so daß

die Geldscheine im Werte von einer halben und einer Billion im einfachsten Umdruckverfahren hergestellt werden mußten. — Wie schnell die Geldentwertung fortschritt, erkennt man am Beispiel unseres Krieger-Ehrenmales auf dem Rabenstein, das am 16. September 1923 geweiht wurde: zwar hatte es Millionen und Milliarden gekostet und dennoch bei der Einweihung noch nicht einmal soviel, daß man sich ein Brot dafür kaufen konnte.

Die scheinbar hohen Grundstückspreise verleiteten schon in den ersten Jahren der Inflationszeit eine Anzahl lang ansässiger Schreiberhauer, ihre Häuser zu verkaufen; mancher dieser Verkäufer, der einst neben flüssigem Geld ein schuldenfreies Haus besessen hatte, war am Ende der Inflationszeit bettelarm. Einen Teil der Käufer stellten die aus Polen vertriebenen Deutschen; aber auch großstädtische Wohlfahrtseinrichtungen und Verbände traten als Käufer auf, um in den Grundstücken Erholungsheime einzurichten. So gingen eine Reihe einst gerühmter und bekannter Gaststätten für immer als solche verloren, z. B. das Hotel „Reifträger“, Hotel „Union“ und Hotel „Hochstein“.

Trotz der im weiten Deutschland immer wiederkehrenden Unruhen, trotz der öfteren Einstellungen des Eisenbahnverkehrs durch Arbeitsverweigerung entwickelte sich der Fremdenverkehr wieder langsam aufwärts. Aber es war mehr eine Scheinblüte, daran erkenntlich, weil das Verhältnis der ausländischen Besucher höher denn je war, weil unverhältnismäßig hoch auch der Anteil der nichttarischen Gäste war, und weil die Nutznießer des Verkehrs nicht ernten konnten. Es war nicht möglich, die Preise der Entwertung schnell genug anzupassen, obgleich man seit dem Frühjahr 1923 dazu übergegangen war, die Wohnungs- und Verpflegungsgelder täglich zu berechnen und täglich auch zahlen zu lassen.

Diese Verkehrssteigerung führte vorübergehend abermals zu einer Verkehrsfeindlichkeit. Man sah und hörte, daß in den Fremdenheimen und Hotels immer noch reichlich gegessen wurde, während es vorübergehend nicht einmal möglich war, Kartoffeln zu kaufen, von Fett gar nicht zu reden. Diese Unzufriedenheit führte dazu, daß mehr als einmal die Petersdorfer Kommunisten, von den Schreiberhauer Gesinnungsgenossen dazu aufgefordert, nach Schreiberhau ziehen und die Gäste hinausjagen wollten; mehr als einmal bildete sich aus Schreiberhauern eine Art Bürgerwehr, um dieses Eindringen der Petersdorfer abzuwehren. — Im September 1923 war infolge des Währungsverfalles der Fremdenverkehr so gering geworden, daß die Kurverwaltung, bisher die Betreuerin der Gäste, nunmehr bis in die erste Zeit der Festmark hinein die Betreuung der vielen hundert Erwerbslosen übernahm!

Aber auch diese schweren Jahre gingen vorüber; sie brachten wenig Erfreuliches und haben Narben genug hinterlassen.

## Aus schweren Jahren zu neuer Blüte (1924–1939)

Beim Abschluß dieser kurzen Schreiberhauer Chronik (Mai 1939) ist der Abstand noch zu gering, um die volle Größe des Aufstieges unseres Vaterlandes im ganzen und die unseres Schreiberhau im einzelnen ermessen zu können. Wir stehen inmitten des gewaltigen Geschehens; wir sind glücklich, diese Zeit miterleben zu können. Eine spätere Zeit wird uns dieses Glückes wegen beneiden. Wir selbst aber sind durch die Fülle der Geschehnisse und Großtaten so in Anspruch genommen, daß wir die Meilensteine der örtlichen Entwicklung oft genug übersehen.

Das Ende der Geldentwertungsjahre und der Beginn der Goldmarkzeit stellte auch unseren Ort vor neue Aufgaben. Es galt vor allem, den Fremdenverkehr, der nun die Haupterwerbsquelle geworden war, mit allen Mitteln zu pflegen. Eine neue Zeit und eine neue Einstellung des Gastes erforderten neue Maßnahmen. Mehr als bisher wurde nun die Bedeutung unseres Heilklimas in den Vordergrund gestellt.

Der Fremdenverkehr erreichte erst wieder 1926 den höchsten Stand der Vorkriegszeit, was die Zahl der Besucher anbetraf. Die Zahl der Übernachtungen war indes noch längst nicht erreicht, obgleich durch die Schaffung neuer Heime, die jahraus, jahrein belegt waren, ein gewisser Ausgleich gegeben war. Nicht alle notwendigen Maßnahmen zur weiteren Förderung des Verkehrs waren durchzuführen; das Zeitalter eines falschen Parlamentarismus wirkte sich auch in Schreiberhau aus und hemmte. Dennoch konnte manche der notwendigen Aufgaben gelöst werden. So wurde unter erheblichen Aufwendungen die Hochquellwasserleitung vergrößert. An Stelle der alten Lindenhofbobbahn wurde eine neue mustergültige Bahn am Scheitberg gebaut. Die Sohle des Weißbachtals wurde durch den Bau einer neuen Straße (heute Hermann-Göring-Straße) erschlossen; das erste Stück der Verbindung zwischen dem Oberweg in Mittel Schreiberhau und dem Bahnhofsberg in Ober Schreiberhau wurde geschaffen. Auch ein großer Teil der Bürger ging in dieser Entwicklung mit. So entstand der Rodelaufzug am Zackenberg, so wurden viele Gaststätten neuzeitlich eingerichtet, der Kurtheateraal mit einer neuzeitlichen Bühne ausgestattet. In den Jahren 1930 und 1931 wurde die Himmelsgrundschanze erbaut, die auch heute noch die bedeutendste Schlesiens ist.

Ein neues Wappen wurde 1930 gewählt, da das lange geführte Dorfsiegel den heraldischen Ansprüchen nicht mehr entsprach. Nun führt Schreiberhau in seinen Farben Blau-Weiß-Grün (blau der Himmel, weiß der Schnee, grün das Tal) ein „redendes“ Wappen. Der Baumstumpf und die Feder erinnern an die Entstehungsgeschichte (Hau des Schreibers), der Pokal im oberen Felde an das alte Glasmacherdorf.

In diesen Jahren (1932) wurde die Gemeinde Schreiberhau Besitzerin des Kurhotels „Lindenhof“, das sie nach Übernahme einer Bürgschaft in der Zwangsversteigerung erwerben mußte. Zwar erhöhte sich dadurch die gemeindliche Belastung erheblich; es wurde aber durch den Kauf verhindert, daß das Hotel, wie so manches in der Inflationszeit, dem allgemeinen Verkehr entzogen wurde. — Auch die Windmühle, gegenüber dem Hotel „Zum Jackenfall“, ging in den Besitz der Gemeinde über, um damit der immer größer werdenden Wohnungsnot zu steuern. Hier entstand durch Umbau das erste größere Schreiberhauer Feuerwehrgerätehaus. (Im Jahr darnach wurde die Wehr erstmalig mit einem automobilen Mannschaftswagen ausgerüstet.) — Der Kauf eines großen Schreiberhauer Gebäudes, das als Rathaus eingerichtet werden sollte, zerschlug sich wie zwanzig Jahre zuvor, als man das gleiche Haus für den gleichen Zweck erstehen wollte. — Zu den Maßnahmen gegen die Wohnungsnot gehört auch die Errichtung eines Acht- und eines Zehn-Familienhauses in Mittel Schreiberhau, der Ankauf der Villa „Elfriede“ und des Hauses Broer. Auch der Bau des Reichshauses im Weißbachtal ist zu diesen Maßnahmen zu zählen.

In den Jahren der stärksten Entwicklung des Kraftfahr-Rennsportes schaltete sich Schreiberhau rechtzeitig ein. Seit 1926 wurde regelmäßig das „Riesengebirgsrennen“ durchgeführt, das in der Zeit seiner höchsten Blüte Teilnehmer von vielen Nationen und Zuschauer und Fahrzeuge in solcher Zahl in den Ort brachte, wie man sie vorher und nachher nicht wieder zählte. Als Rennstrecke war die Straße nach Jakobsthal hergerichtet; Zuschauerwege und große Tribünenbauten erinnern noch heute an diese Zeit.

Die von dem Kunstmalers Hermann Hendrich in Mittel Schreiberhau errichtete Sagenhalle, die neben Bildern der Rübezahl-Wotan-Mythe auch den Parzival-Zyklus bringt, ging 1927 in das Eigentum der Gemeinde Schreiberhau über. Erst nach dem tödlichen Unfall Hendrichs (1931) wurde sie in eigene Verwaltung genommen. Sie ist auch heute noch ein gern aufgesuchtes Ziel. Die traditionellen Sonnenwendfeiern an der Sagenhalle erfreuten sich immer einer besonderen Beachtung, wie überhaupt die aus den Kreisen um Hermann Hendrich angeregten Schreiberhauer Johanniswochen zum Mittelpunkt der Schreiberhauer sommerlichen Veranstaltungen wurden. Einzig das Schreiberhauer Trachtenfest ist von all diesen Veranstaltungen geblieben. Die Schreiberhauer Trachtenleute, eine lose Vereinigung von Männern und Frauen, die die Pflege des Heimatgutes auf ihre Fahne geschrieben haben, sind auch heute noch die Träger dieses Festes.

Aber alle Veranstaltungen und Maßnahmen reichten nicht aus, um den Niedergang aufzuhalten; die Zerrissenheit im deutschen Volke und das Versagen jener Leute, die das deutsche Volk führen sollten, sich aber von eigen-

nützigen Parteigruppen führen ließen, schließlich auch die gewaltsamen Überlässe, die sich eine Welt von Feinden ungestraft dem Reiche gegenüber gestatten durfte, das alles mußte ins Elend führen. So ging es nach dem üppigen Blühen einer Scheinblüte (1928) auch in Schreiberhau bergab. Die Zahl der Erwerbslosen wurde immer größer, die Zahl der Gäste immer kleiner. Wieder mußten Volksküchen eingerichtet und Notstandsarbeiten ausgeführt werden. Der Ausbau des Buchenweges und manche andere Arbeit erinnern an diese Maßnahmen, die zur Behebung der Erwerbslosigkeit getroffen wurden.

Später als anderswo im Reiche sah man das Morgenrot der neuen Zeit, das von München ausstrahlte. Man war in Schreiberhau zu sehr „wirtschaftlich“ ausgerichtet, um rechtzeitig zu erkennen, daß Adolf Hitler alles andere wollte, denn die bestehenden Parteien durch eine andere ablösen zu lassen. So kam es, daß eine Ortsgruppe der NSDAP. erst verhältnismäßig spät (1930) in Schreiberhau gegründet werden konnte. Dann aber, nach dem denkwürdigen 30. Januar 1933, wurden die Schreiberhauer in ihrer großen Mehrzahl begeisterte Anhänger Hitlers, und wenige Monate später gab es nur noch Einzelgänger, die den Anbruch einer neuen Zeit verschlafen wollten.

In den Jahren seit 1933 blühte Schreiberhau wieder auf, und nicht zuletzt der Fremdenverkehr. Am deutlichsten drückt sich das in den Übernachtungszahlen aus: waren es 1933 nur 367 000, so steigerte sich die Zahl 1938 auf 856 000. Der Aufschwung kam nicht von heute auf morgen; gerade in Schreiberhau war die Not zu groß gewesen, um sich von einem Tage zum anderen beheben zu lassen. Der mehrfache Wechsel in der Gemeindeführung und die gerade in den ersten Jahren nicht immer vorhandene Einsicht für die notwendigen Maßnahmen zur Förderung der von einer zielbewußten Partei- und Staatsführung beispielhaft vorgezeichneten Aufwärtsentwicklung wirkten hemmend. Aber im ganzen gesehen — und das zeigte sich, wie gesagt am deutlichsten in dem Anstieg der Verkehrszahlen — ging es auch in Schreiberhau aufwärts. Mehr und mehr zeigte sich das Verständnis für die Erfordernisse. Hatten die früheren Gemeindevertretungen selbst die Kurmusik abgebaut oder eingeschränkt, so machte man diese Fehler wieder gut. Dem Kurbetrieb wurde nun erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt: der im Jahre 1937 durchgeführte Ausbau der Kuranlagen ist das beste Beispiel. Sie werden immer ein Denkmal nationalsozialistischen Aufbauwillens sein!

Manches ist in diesen Jahren geschaffen. So wurde durch die Schreiberhauer Trachtenleute in dem Hause, in dem Carl Hauptmann so viele Jahre geschaffte hatte und in dem er 1921 starb, ein Heimatmuseum eingerichtet, als die Gefahr bestand, daß diese Dichterstätte Wohnungszwecken zugeführt

werden sollte. So wurde am Ortseingang in Mariental ein großer Parkplatz geschaffen und die Winklerstraße, einst „Stelzengasse“ genannt, zu einer wirklichen Straße gemacht. So wurde eine Fahrstraße durch den Himmelsgrund zur Zäckelfallbaude gebaut. Wichtiger aber noch als diese Bauten ist die allgemeine Ortsverschönerung, zu der heute jeder Bürger beizutragen sich bemüht. Unter der bestimmten Forderung „Schreiberhau muß noch schöner werden!“ hilft jeder nach seinen Kräften mit, um dieses Ziel zu erreichen. Straßen werden verbreitert und dem immer stärker werdenden Kraftfahrzeugverkehr angepaßt. — Der Bau des ersten Teiles der Sudetenstraße von Glinsberg brachte Schreiberhau, nächst dem Wegfall der Grenzschießbäume, aus seiner Endlage heraus.

Dem großen Herz des gewaltigen Geschehens war Schreiberhau am nächsten, als in den Spätsommertagen 1938 die Tschechen ihre neu geschaffenen Kriegsanlagen bemannten, als die Grenzen gesichert, die Straßen durch Verhaue gesperrt wurden; als Hunderte Sudetendeutscher nach Schreiberhau flüchteten und auch hier eine Abteilung des Sudetendeutschen Freikorps gebildet wurde. Als die Spannung sich schließlich löste, als das Sudetenland nach langer Not dem Reiche angegliedert wurde, als am 8. Oktober 1938 ein Bataillon der SS-Verfügungstruppe von Schreiberhau aus seinen Befreiungsmarsch über die Grenze antrat, da erkannte auch der Letzte, daß durch den Führer nun auch Schreiberhau für immer von dem Druck südlicher Nachbarn befreit war. Die Märztage 1939 mit der Schaffung des böhmisch-mährischen Protektorates, dessen Grenzen bis auf wenige Kilometer an Schreiberhauer Gebiet herantreten, weiteten abermals das Feld: Schreiberhau, seit seiner Gründung ein Grenzort, liegt nun tief im Reichsgebiet!

186  
Aug. 7
 Sydil Molsteyn hat verkoufft Alden Cunczen glaser die glasehutte in dem  
 Schribirshau mit allim rechte als er sy selbir gehabt hat vnd dy  
 do lyt in dem wichbilde zu Hirsberg, im, synen erbin vnd nochkommen.  
 Do hat der herczoge synen willen zu geben.  
 Gegeben zu Strittsuorwerk am vritage vor sente Lorenzen Tak. Noch  
 gotis gebort MCCCLXVI. Dez sint geczuk (folgen die Zeugen)  
Emrichsdorff

Erste nachgewiesene urkundliche Erwähnung des Namens Schreiberhau  
 Landbuch Schweidniß—Jauer  
 Staatsarchiv Breslau, Rep. 39, T Schweidniß—Jauer, Band A, Fol. 7

#### Die erste Erwähnung in Druckschrift:

Sydil Molsteyn hat vorkoufft alden Cunczen glaser die glasehutte in  
 dem Schribirshau mit allim rechte, alz er sy selbir gehabt hat, vnd dy  
 do lyt in dem wichbilde zu Hirsberg, im, synen erbin vnd nochkommen.  
 Do hat der herczoge synen willen zu geben.

Gegeben zu Strittsuorwerk am vritage vor sente Lorenzen Tak. Noch  
 gotis gebort MCCCLXVI. Dez sint geczuk (folgen die Zeugen)

Item com andu kengstue daz do  
 ist zu der alten vortz boritz  
 Item zu lueßner glasehutte  
 Worffte daz heisset petrus daz daz  
 Item schwerdt hant do gelte obene  
 den obere wege lueßner dem swartzen  
 Berge vor daz lueßner hutte zu lueßner  
 zu dem weissen wasser andu zu der  
 weissen bach zu fundstun zu wasser  
 in gold vnd amstun bly vil al  
 du arult Item wiltu mocht wasser  
 so gelte wasser obene daz wasser wasser  
 Item wege so lueßner off ebene  
 lueßner so gelte off den obere gang  
 der dungen wil eine steyn wasser so  
 Item lueßner zu lueßner ebene  
 Item lueßner gestreute daz wasser  
 der dungen so gelte ebene lueßner  
 nungte wol weite wasser so  
 wasser so lueßner eine grose

Der Weg  
 zu der Schreiberhauer  
 Glashütte  
 am Schwarzen Berg

Aus dem Walenbuch  
 der Breslauer  
 Stadtbibliothek Ms R 454

Von Zeile 3 ab  
 ist der Weg nach und durch  
 Schreiberhau beschrieben

### Die Bildvorlagen stellten zur Verfügung:

Teilzeichnung der Karte von Rhünovius: Archiv Hermsdorf, Kynast

Preußler-Humpen von 1728: Kunstsammlungen der Stadt Breslau

Das erste evangelische Bethaus von 1742 / Der alte Schreiberhauer Kretscham / Hallmann-Haus in Mittel Schreiberhau / Preußlerscher Hüttenhof im Weißbachtal um 1840 / Prellersches Bitriolwerk im Zuckental um 1810 / Karlstaler Hütte, vom Reitsieg aus gesehen / Franz Pohl, der Gründer der Josephinenhütte / Die Josephinenhütte in ihrer ersten Blütezeit / Partschhäusel / Joseph Partsch / Carl Partsch: Sammlung Haus der Heimat

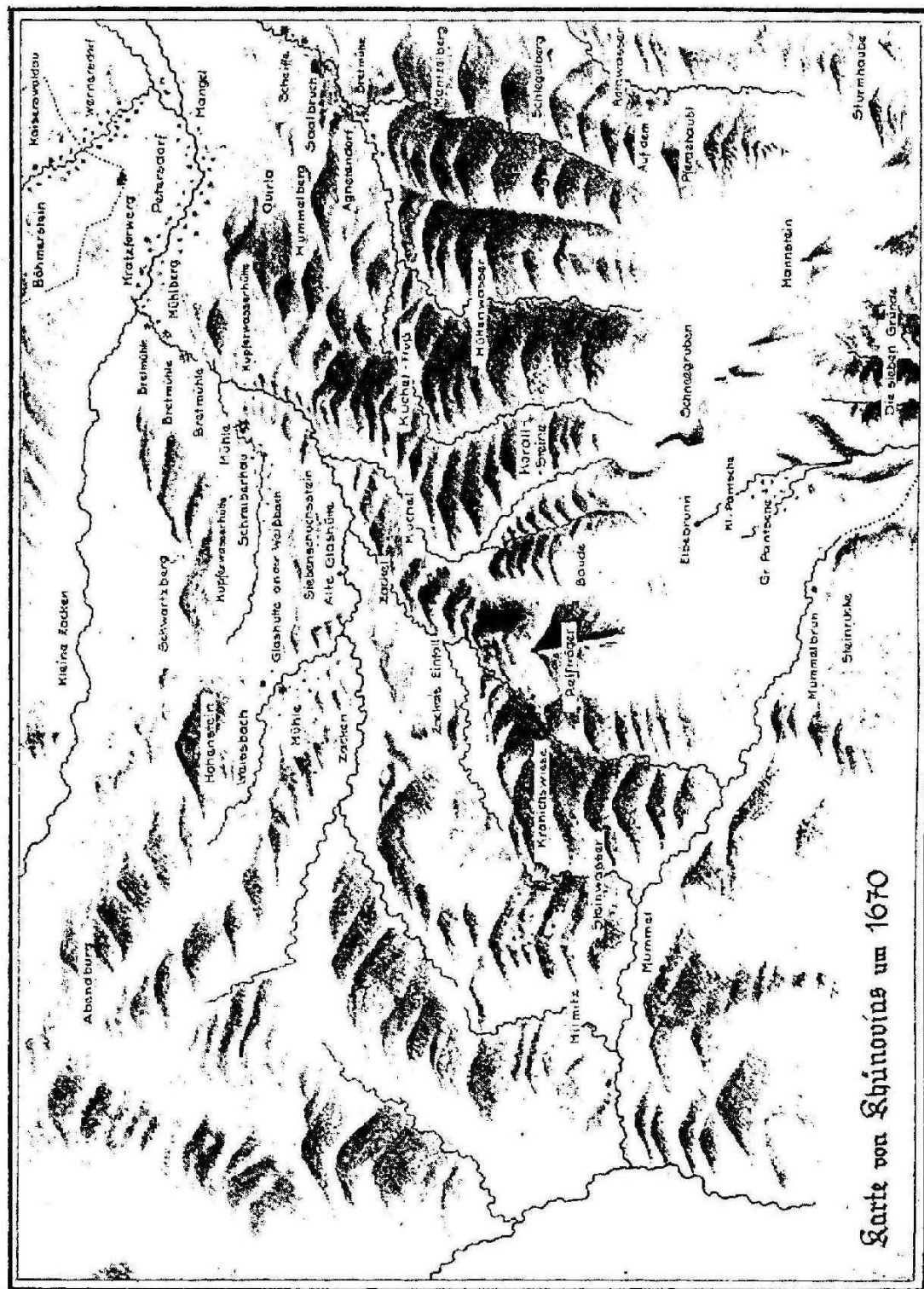
Preußler-Wappen um 1700 / Amtskette des Schreiberhauer Bürgermeisters / 44-Verfügungstruppe überschreitet die Grenze / Sudetenstraße / Im Schreiberhauer Kurpark: Aufnahme Knips-Hasse

Carl- und Gerhart-Hauptmann-Haus / 25 Jahre Eisenbahnverbindung: Aufnahme Frankl, Berlin

Ehrenbürgerrolle / Schatulle zum Ehrenbürgerbrief: Aufnahme Benna

Die Zuckelfall-Bobbahn: Hans Bittner, Berlin

Die Himmelsgrundschanze: Weltbild G. m. b. H., Berlin



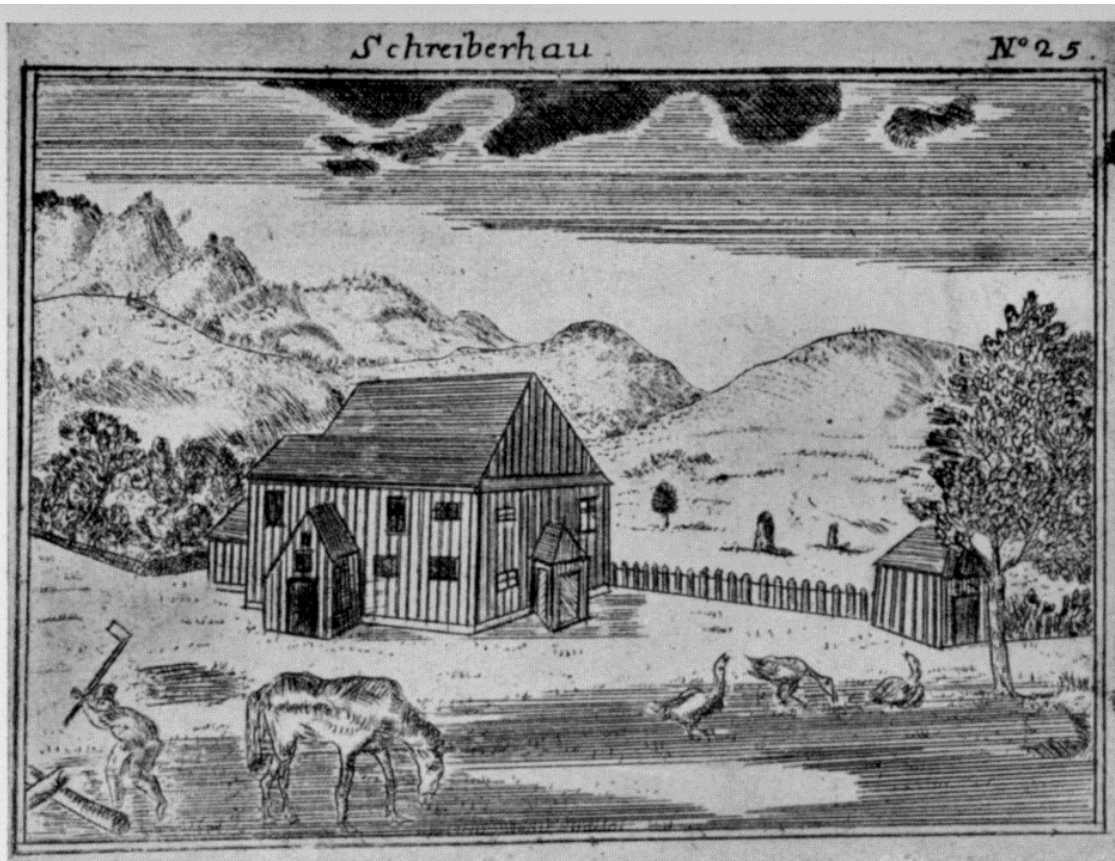
*Teilzeichnung aus dem Original*



*Preußler-Humpen  
von 1728*

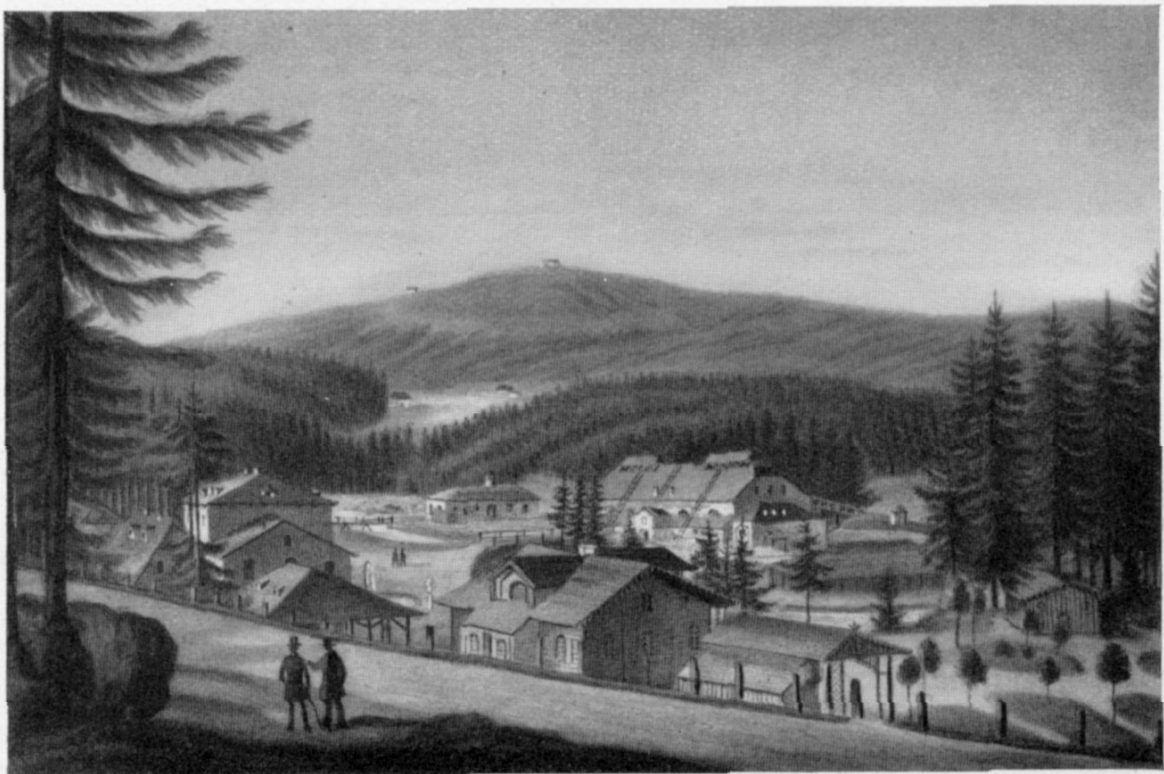


*Preußler-Wappen um 1700  
Auf dem Grabstein am Marien-  
kirchlein in Nieder Schreiberhau*



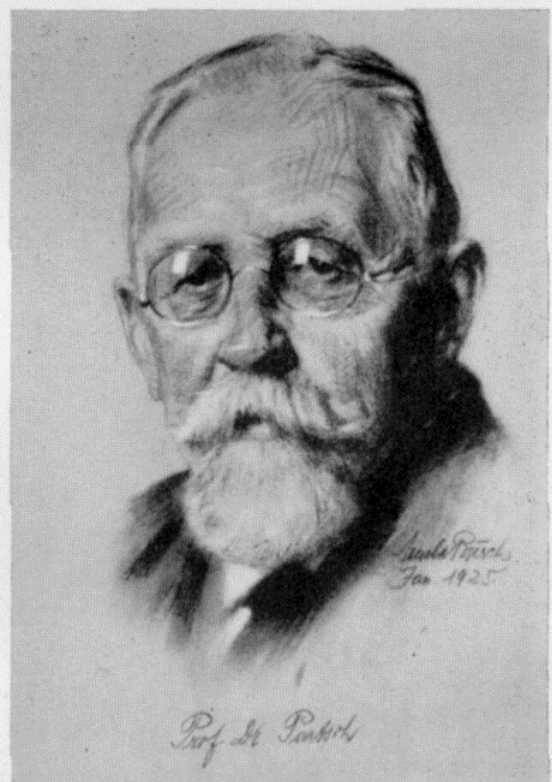
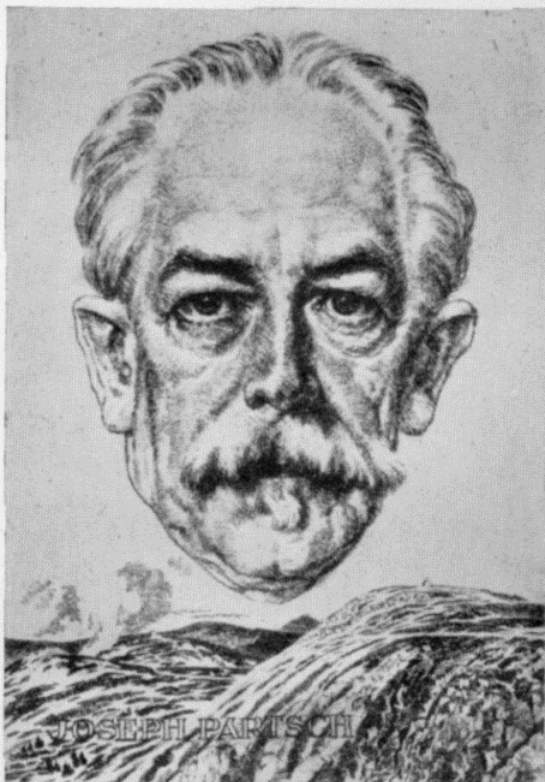
*Bild oben: Das erste evangelische Bethaus von 1742  
Kupferstich von Werner, 1745*

*Bild unten: Der alte Schreiberhauer Kretscham mit der „Schnellajähre“  
Aquarell um 1830*



*Bild oben: Franz Pohl, der Gründer der Josephinenhütte  
Lichtbild um 1875*

*Bild unten: Die Josephinenhütte in ihrer ersten Blütezeit  
Kol. Steinzeichnung von Danziger, 1860*



*Bild oben: Partschhäusel auf dem Gelände der Josephinenhütte, Geburtshaus der beiden großen Schreiberhauer Söhne Joseph und Carl Partsch*

*Bild unten links: Joseph Partsch, Geograph. \* 4. 6. 1851, † 20. 6. 1925  
Nach einer Radierung von Richard Winckler*

*Bild unten rechts: Carl Partsch, Begründer der modernen Zahnheilkunde  
\* 1. 1. 1855, † 6. 9. 1932. Nach einer Farbzeichnung von Arnold Busch*



*Bild oben: In diesem Hause in Mittel Schreiberhau schrieben Carl und Gerhart Hauptmann ihre bedeutendsten Werke*

*Bild unten: 25 Jahre Eisenbahnverbindung (1927)*

*An diesem Jubiläumstage fuhr noch einmal der erste Zug von 1902 mit*

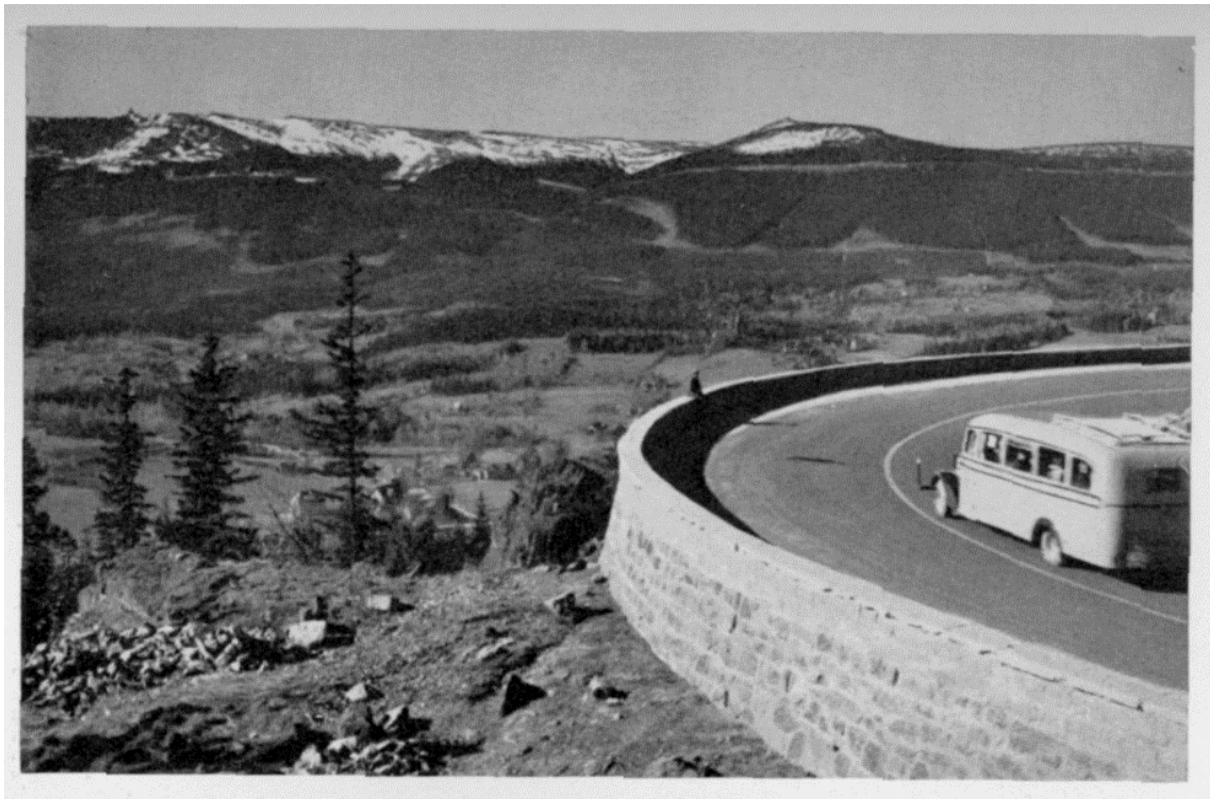


*Bild oben: Ehrenbürgerrolle, Holzschnitzarbeit von Helmut Benna*



*Bild oben: Die Zackelfall-Bobbahn. Erbaut 1925/26*

*Bild unten: Die Himmelsgrundschanze. Erbaut 1931*



*Sudetenstraße. Große Kurve — Fertiggestellt 1937*